



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission

1922

[urn:nbn:de:hbz:466:1-79004](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-79004)

blüten

15



Erhalten: 1. Okt. 1925 von Frau Schröder

Generalhaus-Archiv
der Missionsschwestern
v. Kostbaren Blut

CARITAS BLÜTEN AUS DER MISSION



N. 2 1926 Jg. 1

1922

**SCHILDERUNGEN u. SKIZZEN AUS DEM
LEBEN DER MISSIONSSCHWESTERN
V. KOSTB. BLUT**

HERAUSGEGEBEN VON DER GENERALLEITUNG DER
GENOSSENSCHAFT DER MISSIONSSCHWESTERN V. KOSTB. BLUTE.

Druck von B. Kühfens Kunstverlag, M. Gladbach.

Die Caritasblüten erscheinen viermal im Jahr. Der Preis pro Jahrgang beträgt 10 Mk. Der Reingewinn, der bei den hohen Druckkosten und dem teuren Porto äußerst bescheiden sein wird, soll zur Heranbildung von Missionschwestern beitragen.

Geldsendungen, Briefe usw. sind zu adressieren an die Versandstelle:

Missionshaus in Neuenbeken bei Paderborn.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Mission — Caritas	3
Sonette zum Christusbild	5
Unerwartete Frage	6
Allgemeiner Bericht aus dem Mutterhaus	7
Weihnachtsfeier inmitten der Schwarzen	11
Mobeka, ein Opfer der Nächstenliebe	13
Hassam, der Skavenhändler	17
Erbauliches und Heiteres aus der afrikanischen Kinderwelt	20
Gebetserhörungen	28
Unsere Verstorbenen	29
Die Erzbruderschaft v. kostb. Blute	32



Mit kirchlicher Genehmigung.



Mission - Caritas.

Nicht zum ersten Male schauen unsere Caritasblüten in die Welt hinein. Schon 1912 hatten sie einen ansehnlichen Leserkreis gewonnen, und als der unheilvolle Weltkrieg wie ein kalter Frosthauch über sie hinwegte und sie jahrelang nicht mehr aufkommen ließ, blieb die Nachfrage nach ihnen nicht aus.

Wenn nun auch die ersehnte Friedenssonne noch nicht so mild scheint, wie es nach einem solchen blutigen Ringen von Millionen Herzen gewünscht wird, so wagen es unsere Caritasblüten nach langem Zögern doch wieder, ihr Köpfchen zu erheben und ihren alten Freunden und Gönnern ein herzliches „Grüß Gott“ zuzunicken.

Sie kommen in einem zeitgemäßen, bescheidenen Gewande eines Quartalsheftchens und wollen vor allem mitarbeiten an der Weckung des Missionsinteresses und der Missionsunterstützung.

Gewiß haben wir herrliche, gut redigierte große Missionszeitschriften, die sehr viel Gutes stiften und in vielen Häusern ein liebwertter Hausgenosse geworden sind. Ihre Verbreitung muß noch immer mehr gefördert werden und kommt der Allgemeinheit zugute. Immerhin bleiben noch viele Familien, die gleichsam neben dem Stromgebiet der großen Missionsliteratur liegen, denen das allgemeine Verständnis für Missionsfragen noch nicht klar geworden ist. Doch auch dorthin müssen Kanäle aus dem großen Strom der Missionsliebe geleitet werden. Am geeignetsten dafür sind die einzelnen Missionshäuser mit ihren Mitgliedern und ihren Verbindungen, welche Wege öffnen auch dorthin, wo die allgemeine Missionsaufgabe noch wenig Verständnis gefunden hat. Die persönlichen Anknüpfungspunkte, welche jede Missionskongregation mit ihren Freunden und Behörden hat, müssen hier der Weg sein.

So will auch unsere Zeitschrift einerseits die Bande zwischen der Kongregation der Missionswestern vom kostbaren Blute mit ihren Freunden und Gönnern immer enger schließen, andererseits das Verständnis für die große Missionsarbeit vertiefen, die Liebe für die hehre Aufgabe, mitzuarbeiten am großen

Werke der Seelengewinnung für Christus, stärken und die Opferfreudigkeit immer mehr heben. Wir wollen nur ein kleines, bescheidenes Bächlein sein, das seine Wasser auch in den Fluß der großen Missionsarbeit leitet, dem allmächtigen Gott zur Ehre, den armen Heiden zum Nutzen, der eigenen unsterblichen Seele zum Heile.

Wir haben uns aber auch zweitens deshalb zur Wiederherausgabe der „Caritasblüten“ in dieser schweren Zeit entschlossen, weil uns nichts so sehr der armen, geprüften Welt zu fehlen scheint, als Liebe, verklärte, reine, echte, selbstlose Nächstenliebe, die allein unsere Zeit genesen kann. Diese Liebe wächst am Brunnen der katholischen Kirche und es gilt nach wie vor des Heilands Wort: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan, habt ihr mir getan.“ Sollte nicht die praktische Nächstenliebe in der Unterstützung der Missionstätigkeit, im Gebete für die Bekehrung der Heiden, in der Anteilnahme an der Rettung unsterblicher Seelen auch ein Weg sein, in der Heimat der Nächstenliebe wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen? Da gerade auf dem Gebiete der Caritas nie genug geschehen kann, und jedes Unternehmen mit diesem Ziel in sich mehr wie berechtigt ist, soll auch unsere Zeitschrift hierin ihre Aufgabe finden. Die christliche Caritas kann verglichen werden mit einem herrlichen Mosaikbilde, dessen Schönheit unermesslich ist, zu dessen Vollendung alle berufen sind. Wenn unsere bescheidene Zeitschrift dazu nur ein kleines Steinlein legen kann, halten wir ihre Aufgabe für erfüllt.

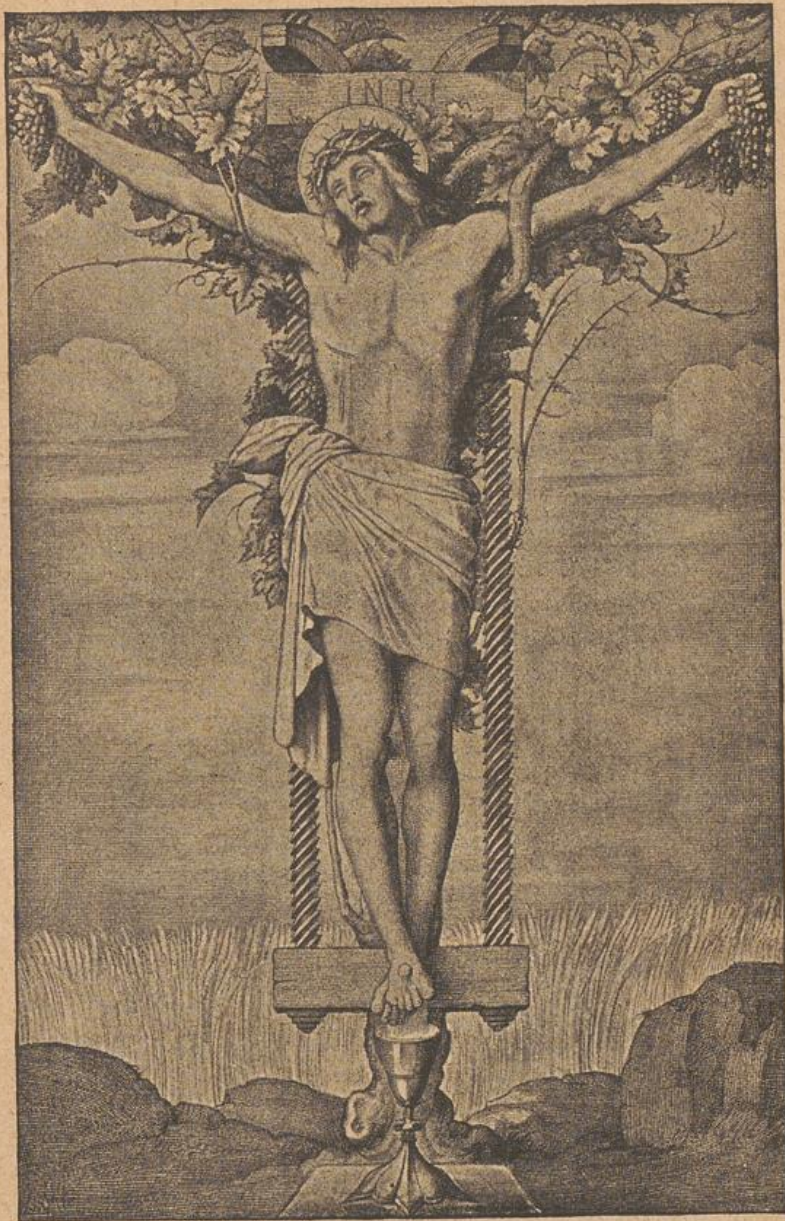
Möge der liebe Gott die „Caritasblüten“ segnen, sie zu duftigen schönen Blumen entwickeln, deren Geruch die Menschen erfreut, dem Ewigen, der unendlichen Schönheit, aber Menschenherzen zuführt.



Fängst du ein Werk mit Beten an,
Ist's um die Hälfte schon getan.



„Die Kelter habe ich allein getreten und von
den Völkern war niemand bei mir.“ Jsaïas 63.



Caritasblüten.

Laß schauen mich der Liebe Macht,
Die - uns vom Tode zu befreien -
Sich Selbst dem Tode wollte weihen,
Verblutend uns das Heil gebracht.

Laß preisen mich der Liebe Macht,
Die uns aus Sklavenmacht zu freien!
Daß wir des Himmels Erben seien,
Rang Er für uns in bitt'rer Nacht!

Die Kelter hat Er Selbst getreten -
Versöhnung sterbend uns erbeten -
Verspricht den letzten Tropfen Blut;

O Wein, dem Leib des Herrn entsprossen,
In Strömen dort am Kreuz gestossen,
O Kelch des Heils, o höchstes Gut!

m. v.

Unerwartete Frage.

Schwester M. Elifosa, C. P. S.

Eine unserer Krankenschwestern in Dänemark wurde zur Pflege in eine protestantische Familie gebeten. Als sie am Sonntag die Schürze ablegte, um zum Gottesdienst zu gehen, sah der Herr des Hauses an ihrem Rosenkranz ein Kreuz. Ganz erstaunt fragte er sie: „Schwester, glauben denn die Katholiken auch an Jesus. Sie tragen ein Kreuz auf der Brust und dort eins an der Kette.“ Die Kette war der Rosenkranz. Ja, gewiß glauben wir an Jesus,“ antwortete die Schwester „er ist ja unser Erlöser, unser Gott und Herr.“ „In der Schule wurde uns gelehrt, daß die Katholiken Maria anbeten. Ich dachte immer, die katholische Religion sei ein Gemisch von Heiden- und Judentum.“ Auf diese Antwort des Hausherrn erklärte die Schwester ihm die Grundwahrheiten unserer heiligen Religion und versprach ihm, einen Katechismus mitzubringen. Der Herr war darüber sehr erfreut. Als er den Katechismus erhalten hatte, las er fleißig darin und ließ sich von der Krankenschwester manches erklären. Als diese nach vier Wochen fortging, bat der Herr, den Katechismus behalten zu dürfen und sagte: „Ich habe jetzt ganz andere Ansichten vom katholischen Glauben und manche Zweifel sind mir gelöst.“



Sprichwörter.

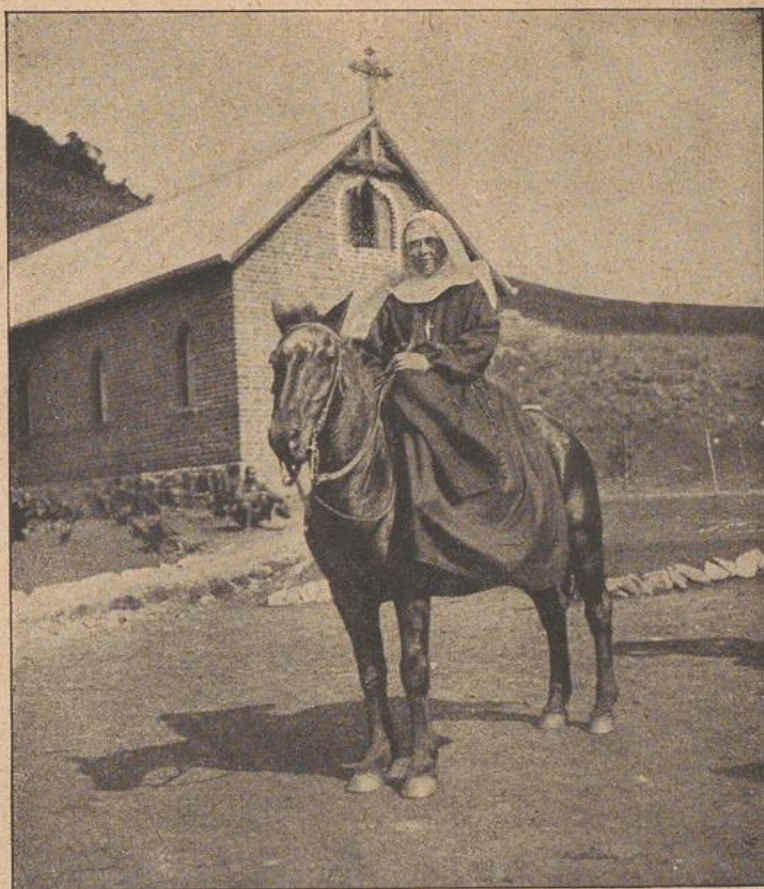
Das reichste Kleid
Ist oft gefüllt mit Herzeleid.

Treue ist ein seltener Gast,
Halt ihn fest, wo du ihn hast.

Es ist kein Samstag so trüb,
Die Sonne scheint der Mutter Gottes zulieb.

Besser ist es, einsam stehen,
Als mit Bösen fröhlich gehen.





Auf dem Ritt zur Katechistenstelle.

Allgemeiner Bericht aus dem Mutterhaus.

Sechs Jahre sind verflossen, seit wir unsern Freunden und Gönnern in den Caritasblüten unter dem Artikel „Kriegswellen“ die letzten Nachrichten über unsere Genossenschaft gegeben haben. — Wenn wir uns das junge Bäumchen der Kongregation beschauen und seine jetzige Entwicklung mit jener vor dem Krieg vergleichen, dann müssen wir mit einem dankbaren Blick zum Himmel gestehen, daß es durch die Stürme dieser ereignisreichen Zeit zwar heftig gerüttelt und geschüttelt wurde, daß es im Sturm manches Zweiglein verloren, ja seines Blätterschmuckes beraubt wurde, aber auch fester gewurzelt ist und neue Äste im Triebe sind:

In Natal, Griqualand und Keiland konnte die Wirksamkeit der Schwestern auf den Missionsstationen dank der auffallenden Hilfe des göttlichen Herzens im großen Ganzen ungestört

bleiben, obwohl besonders Mariannahill zeitweise bange Stunden durchlebte.

In Rhodesia waren die Schwestern für längere Zeit aus ihrem liebgewonnenen Betrieb entfernt und in Salisbury interniert worden; gegen Ende des Jahres 1919 durften sie wieder in ihre Mission zurückkehren.

Aus unsern ehemaligen deutschen Kolonien in Ost-Afrika kamen im März 1921 die zwei letzten ausgewiesenen Schwestern ins Mutterhaus zurück. Der größte Teil der auf neun Missionsposten tätig gewesenen Schwestern konnte durch Vermittlung des hochwürdigen apostolischen Visitators, des hochw. Pater E. Schröder S. J., in Mariannahill liebevolle Aufnahme finden.

In Zanzibar gelang es noch zur letzten Stunde, die Tätigkeit der Schwestern bei den Auswägigen und in der Schule zu erhalten.

Im Kongogebiet mußten unsere tapferen Missionarinnen deutscher Nation ebenfalls immer für die Abreise bereit stehen; die göttliche Vorsehung lenkte es jedoch so, daß dieselbe an den festgesetzten Terminen nie stattfinden konnte und so blieb schließlich die Sache, wie sie war.

* * *

Sieben Jahre konnten wir unsern abgearbeiteten Missions-schwestern in Afrika keine Hilfe, keinen Nachwuchs senden und es ist begreiflich, daß die erste Karawane¹, die am Fest des heiligen Joseph 1921 sich für Natal in Rotterdam einschiffte, mit großem Jubel in unserm Zentralhaus in Südafrika empfangen wurde.

Auch die Kongo-Mission konnte nach so langem Warten durch vier neue Kräfte verstärkt werden. Schw. Gratia Bude, Schw. Fides Seraphim, Schw. Marianna Freder und Schw. Evangelista Czartowska schiffen sich am 11. Dezember 1920 in Antwerpen ein und landeten glücklich im Januar 1921 in Matadi.

Während der unfreiwilligen Pause, die der Krieg ins Missionsleben brachte, bat der Hochwürdigste Herr Bischof von Kopenhagen um Schwestern für eine neue Niederlassung in Rönne auf der Insel Bornholm. Im Mai 1916 reisten drei Schwestern

¹ Schw. M. Viliosa Strzalka, Schw. M. Apollinaris Schikorski, Schw. Gemma Junk, Schw. M. Clarina Capellmann, Schw. M. Alfredis Schmidt, Schw. M. Michaelis Wichlacz, Schw. M. Synesia Rogel.



Volkstrachten auf der dänischen Insel Bornholm.

nach Kopenhagen, um erst mit der dänischen Sprache etwas vertraut zu werden, und anfangs August siedelten sie nach Rönne über, um mit den hochwürdigen Dominikaner-Patres ihre Tätigkeit unter den Dänen durch Unterricht und Krankenpflege zu beginnen. Ein ausführlicher Bericht über die eigenartige Missionstätigkeit folgt in der nächsten Nummer.

* * *

Das Mutterhaus selbst wurde schwer heimgesucht, schon durch die Folgen des Krieges, dann 1917 durch eine Überschwemmung, welche die ganze Ernte vernichtete.

Durch die finanzielle Not, die infolge der stets steigenden Wertlosigkeit der Mark in Holland alle deutschen Klöster heimsucht, muß das Mutterhaus sich durch Krankenpflege und Handarbeit verschiedener Art durchzuringen suchen. Diese Not und den Stillstand der Mission benützte die göttliche Vorsehung, um die Genossenschaft in Holland und im eigenen deutschen Vaterland mehr bekannt zu machen. Eine ansehnliche Zahl Schwestern betätigte sich in der Kriegspflege in verschiedenen Lazaretten. Außerdem wurden neue Filialen in Ruppichteroth, Boisheim, Pachten und Roden errichtet, wo die Schwestern durch die ambulante Krankenpflege, durch Kinderbewahr- und Nähschulen an der karitativen Tätigkeit sich lebhaft beteiligen.

In Neuenbeken wurde am 16. Juni 1920 ein Kinderheim eröffnet für 50—60 unterernährte, erholungsbedürftige Kinder.

Im Oktober 1920 kamen aus Bayern Anfragen um Schwestern für Krieger- und Kinder-Erholungsheime. So sind denn auf Schloß Gaibach bei Volkach fünf Schwestern in dieser Pflege tätig, während eine viel größere Anzahl im Kinderheim Marienruh bei Hammelburg ist.

Dieses schöne Werk hatte große Kämpfe und Schwierigkeiten zu überwinden. Der Verein und sein rühriger Vorstand bieten alles auf, diesen Großbetrieb dem edlen Zweck und den Anforderungen der heutigen Zeit entsprechend einzurichten.

Tausenden von armen, erholungsbedürftigen Kindern wird da unter Leitung unserer Schwestern und eines geistlichen Rektors Gelegenheit zur Erholung für Körper und Geist geboten. Eine Missionsarbeit im eigenen Vaterland!

In Holland übernahmen die Schwestern von einer anderen holländischen Kongregation ein Haus in Horst, wo sie sich der Armen- und Krankenpflege widmen und sich praktisch für das Missionsleben vorbereiten.

* * *

Gib Seelen, Herr, gib Seelen!

Hat die Genossenschaft auch zeitliche Verluste, sie werden mit kindlicher Ergebung getragen, in der freudigen Hoffnung, daß der liebe Gott anderseits das Werk der Seelenrettung desto mehr segnet. Seelen im Heidenland, Seelen im Vaterland — echte Blüten christlicher Caritas!

Und alle, die mitarbeiten am großen Missionswerk — werden auch miternten am großen Vergeltungstag!

Die Redaktion.





Weihnachtsfeier inmitten der Schwarzen.

(Ost-Afrika.)

Weihnachten — eine Freudenzeit auch für unsere Negerchristen — ja selbst für die Heiden. Reges Leben macht sich auf der ganzen Missionsstation bemerkbar. Die in der Ferne wohnenden Katechisten stellen sich vollzählig mit ihren Schülern am heiligen Abend ein, und jauchzend gesellt sich die muntere Schar zu den anderen. Die Schullokale sind überfüllt. Kein Auge will sich schließen vor Mitternacht. Nach dem Abendessen ist die Bescherung der Missionszöglinge, und manches schüchterne Heidenkind steht sehnsüchtig in der Ecke und möchte nun auch so gerne ein Christenkind sein. — Im Schulzimmer steht ein Riesenchristbaum; Lehrer und Schüler, darunter graubärtige Männer und runzelige Mütterchen, haben natürlich den Vorzug. Die Schwester setzt sich ans Harmonium und bald schallt aus allen Kehlen und in den Zungen aller anwesenden Stämme ein feierliches: „Stille Nacht, heilige Nacht“; ihm folgen verschiedene Weihnachtslieder. Um 11 Uhr fallen Böllerschüsse, um die hehre Weihnachtsfeier einzuleiten. Nun kennt das Rufen und Jubeln der Schwarzen kein Ende. Ihre Begeisterung ist geradezu rührend. Alles stürmt in die Kirche. Männer und Frauen kommen mit der ganzen Nachkommenschaft. Die Kleinsten oft zu zweien am Rücken der Mutter, die Großen unter Aufsicht des Vaters. Alles ist neu gekleidet, denn am Christfest

muß jedes nach innen und außen ein anderer Mensch sein. Selbst ganz laue Christen, die 2—3 Tage weit entfernt zwischen den Heiden wohnen, kommen zu Weihnachten neu ausgestattet zur Christmette. Im heiligen Bußsakrament reinigen sie ihre Herzen; die Beichtstühle sind belagert und — nebenbei gesagt, kommen die Mütter auch dahin mit ihren kleinen Trabanten auf den Schultern. Doch vor der heiligen Kommunion werden diese abgenommen. Da bringen oft mehrere Mütter auf einmal der Schwester all ihre Kinder und sie dürfte wohl dreißig Arme haben, sie zu empfangen. Einige Minuten nach der heiligen Kommunion nehmen sie dann ihre Sprößlinge wieder auf die Schulter. Nach der heiligen Messe bleiben noch viele fast bis zum Morgengrauen in der Kirche. Nach dem Gottesdienst geht es zur Krippe. Die Schwestern haben geschenkte Wachsfiguren gekleidet und von Papier den Stall von Bethlehem und Felsen und Wege gemacht. Das müssen alle aus der Umgebung sehen. „O Mama, mache es schön, das Haus unsers Großen!“ rufen die Schwarzen, die mit Bier ankamen, das sie in Töpfen und Kürbisflaschen frugen, um es den Missionskindern zu Weihnachten zu schenken.

Um 9 Uhr ist Hochamt und da versammelt sich wieder die ganze Christengemeinde, Männer und Frauen absondert. Nach der kirchlichen Feier wird Fleisch verteilt. Manche legen in heiliger Einfalt ihre Gaben auf den Altar. Dann gehen vorerst die Frauen heim, um das Essen zu bereiten. Die Männer lassen noch Lieder erschallen, denn sie erweisen sich mit Vorliebe musikalisch, in der Weihnachtszeit jedoch mehr als sonst. Gegen 12 Uhr mittags ist wieder alles still auf der Station. Die Schwestern beschäftigen sich nun mit den eigenen Hauskindern. Da finden sie die schönsten Mußestunden in bunter Abwechslung von Weihnachtsspielen und Aufführungen, wobei die Schwarzen ein eigenes Talent an den Tag legen.

Das sind so Tabor-Stunden für Missionär und Missionärinnen, wo sie in Kirche und Haus im christlichen Negerdorf fern von der Heimat empfinden, wie wahr das Wort der Engel auf Bethlehems Fluren war: „Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind.“



Mobeka, ein Opfer der Nächstenliebe.

Große Aufregung herrschte unter der schwarzen Bevölkerung an den Ufern des mächtigen Kongostromes. Bis ungefähr zum Ende des 19. Jahrhunderts hatte sie ungestört ihrem wilden, heidnischen Treiben gelebt. Die Zauberer und Wahrsager munkelten schon seit einigen Jahren, daß die alte Freiheit der Neger bald aufhören werde, weiße Männer aus dem Norden, voll Weisheit und Kraft, würden kommen und alle Negerstämme in Dienstbarkeit bringen.

Jetzt schien diese Prophezeiung einzutreffen. Von allen Gegenden her hörte man das Trommeln des Tamtam; ein Dorf verkündete es dem andern: „Auf dem Kongostrom seien Schiffe zu sehen,“ — groß — wie sie noch nie dagewesen, mit bewaffneten Weißen und schwarzen Soldaten, die man aus den Ländern des untern Kongo mitgebracht habe, wo das Volk schon länger unterjocht war. Die Unruhe wurde immer größer. Die Neger, welche sich fast überall zur Gegenwehr erhoben, waren ohnmächtig gegen die Europäer, welche mit Waffen ankamen, die allein schon durch ihr gewaltiges Donnern das größte Entsetzen verbreiteten. Nicht nur die Dörfer, welche an den Ufern des Kongo und seiner Nebenflüsse lagen, wurden erobert, sondern die tapfern Weißen drangen auch ins Binnenland vor; vorbei war's mit der alten Freiheit. Nur wo die Neger sich freiwillig ergaben und sich verpflichteten, jährlich eine bestimmte Abgabe an Kautschuk, Harz, Palmöl, Federvieh, Fisch oder Maniok zu entrichten, blieben die Dörfer verschont; wo nicht, richteten die Geschütze der Weißen und die Flinten der schwarzen Soldaten große Verheerungen an. Ganze Dörfer wurden eingeäschert, und wer sich nicht schnell genug im Urwald verbergen konnte, ward gefangengenommen und zur Arbeit nach den im Lande errichteten Staatsposten gebracht.

Die Wahrsager und Häuptlinge sprachen dem Volke vor: „Lieber zugrunde gehen, als Sklaven der verhassten Weißen werden,“ und so setzte man sich zur Gegenwehr. Auch das Dorf Bolombo geriet in größte Unruhe, obschon es ziemlich geschützt lag, mitten im Urwald, an einem Arm des Kufi, eines Nebenflusses vom Kongo-Strom, der so schmal war, daß er nur mit kleinen Nachen befahren werden konnte. Flüchtlinge aus dem 6 Stunden entfernt liegenden Combo waren eingetroffen und

hatten die Nachricht gebracht, daß Combo sich habe ergeben müssen. Der Häuptling von Bolombo berief rasch eine Versammlung der angesehensten Männer; mitten im Dorf auf einem freien Platz sollte sie abgehalten werden, und man beschloß, den Wahrsager des Ortes zu befragen und um seinen Ausspruch zu bitten, ob der Gegenwehr ein Sieg oder eine Niederlage folgen würde, denn im letzten Falle hatte man vor, sich freiwillig zu unterwerfen. Aber bis ein Zauberer seinen Ausspruch kund tut, braucht es Zeit und Weile: Erst muß von den Männern des Dorfes ein abendlicher Tanz abgehalten werden, wobei der Zauberer in seiner Amtsstracht erscheint, die aus Fellen von Antilopen, Leoparden und Affen hergestellt ist. Ein Hut aus Federn wilder Vögel bildet seine Kopfbedeckung und die größte Zierde ist ein großer Leoparden- oder Affenschwanz, hinten am Hut oder an der Lendenbekleidung. In den Zwischenpausen des Tanzes wird ein aus Zuckerrohr bereitetes Bier getrunken, das durch einen gewissen Zusatz sehr berauschend wirkt. Ist der Tanz gegen Mitternacht beendet, so schließt sich der Wahrsager einige Stunden für sich allein ein, um die Geister der Vorfahren zu befragen, und erst gegen Morgen kann er die Antwort dem Volke kund tun.

So geschah es auch im Dorfe Bolombo. Der Tanz wurde für den folgenden Abend festgesetzt, damit man erst noch Zeit habe, das nötige Getränk zu bereiten, was Sache der Frauen und Mädchen war.

In einer nahe am Ende des Dorfes gelegenen Hütte war Elembe, die Frau eines Sklaven des Häuptlings mit ihrer zwölfjährigen Tochter Mobeka fleißig mit Abschälen des Zuckerrohrs beschäftigt. Angst und Sorge sah man in beider Gesicht, die Gedanken waren gerichtet auf den bevorstehenden Kampf. Elembe war etwa 30 Jahre alt, aber schon recht geschwächt und gebückt von beständiger schwerer Sklavenarbeit, während Mobeka, groß und schlank, ein frisches gesundes Aussehen hatte. Nach einer Zeit stillen Arbeitens sagte Elembe: „Meine Tochter, wir müssen auf alles gefaßt sein. Wir wissen nicht, was unser Los sein wird. Ich bin bereit, zu sterben. Nur Elend und Not war mein Anteil zwischen meinen schwarzen Brüdern, so lange ich lebte, aber mein Herz sagt mir, daß für den Geist noch ein anderes Leben kommt, wenn der Mensch tot ist. Ich höre stets eine innere Stimme, die mir sagt: Elembe, tue nichts Böses,



Kofospalmen (im Congogebiet).

es gibt eine Vergeltung. So habe ich auch Dich von Kindheit an gelehrt, und Du hast bis jetzt meiner Mahnung gefolgt. Mobeka, versprich mir, daß Du das Böse auch fernerhin fliehen willst, wenn ich vielleicht nicht mehr bei Dir bin. Siehe, in dieser Nacht hatte ich einen sonderbaren Traum: Ein Mann in einem langen weißen Gewande stand vor mir und sagte: ‚Elembe, du mußt sterben, aber dein Geist wird in einem guten Lande weiter leben, wo es kein Leiden mehr gibt. Die Weißen kommen nicht, um euch zu verderben, sondern sie sind voll Weisheit und Verstand; sie wollen euch zu bessern Menschen machen, die nicht mehr rauben und töten und das Fleisch des Nächsten verzehren.‘

Sieh, Mobeka, Du weißt es selbst, wie so viele aus unserm Volke leben. Sind wir Sklaven nicht auch Menschen wie sie? Aber was geschieht mit uns? Wir müssen nicht nur arbeiten Tag und Nacht, sondern was ist das Los vieler aus uns? Getötet und verzehrt werden wir, wie ein Tier getötet und verspeist wird. Ja, wenn unser Gebieter stirbt, werden wir mit seiner Leiche lebendig begraben. O Mobeka, wenn ich sterben sollte, wie es mir im Traum verkündet worden, so suche im Kampf zu entfliehen aus der Sklaverei und nimm Arbeit an bei den Weißen. Du wirst dort nicht das Elend finden, welches Deiner wartet bei Deinem eignen Volke.“ Mobeka schaute ihre Mutter voll Liebe an und sagte: „Mutter, Du weißt, daß ich Dir immer gefolgt habe; doch Du wirst nicht sterben, laß uns beide zu den Weißen gehen.“ „Still, Kind, erwiderte Elembe, laß uns nicht weiter davon sprechen. Ich höre Tritte, man könnte uns belauschen, und dann wäre ein Flüchten nicht möglich.“

(Fortsetzung folgt.)



Hassam, der Sklavenhändler.

Schwester M. F., C. P. S.

Im Innern Ost-Afrikas waren viele Hunderte, ja Tausende von der gefürchteten Grippe ergriffen worden. Da ich von Dorf zu Dorf, von Hütte zu Hütte eilte, um den armen Wilden zu helfen, kam ich auch zu der Wohnung von Hassam, dem Araber. Die Seuche setzte ihm besonders stark zu, so daß ich ihn allein in ein Zimmer sperren mußte. Einmal sah ich, wie er im Fieberwahn 2000 Rupien in Banknoten zum Fenster hinauswarf. Der Wind trieb sein Spiel mit diesen kostbaren Papierchen und zerstreute sie nach den verschiedensten Richtungen. Schnell rief ich einige der Negerkinder, die da draußen spielten, herbei. Ich bat sie, diese Papierchen, deren Wert sie nicht kannten, zu sammeln und mir zu bringen. Mit Hallo und echt wilden Jauchzern jagten die Kleinen den wertvollen Papieren nach und brachten mir alle freudestrahlend zurück. Als Hassam bald darauf einige lichte Augenblicke hatte, zeigte ich ihm seine Banknoten und sagte ihm, was er damit getan hatte. Im ersten Augenblick entsetzt über seine ungewollte Freigebigkeit, rief er gleich darauf staunend aus: „Du bist ein Christ, ein wirklicher Christ, ja mehr als ein Christ!“ Er selbst war Mohammedaner. Wenn er infolge seiner Schwäche nur eben konnte, saß er mit gekreuzten Beinen neben seinem Stoß Gebetbücher, die Koransprüche murmelnd und bei vielen Verneigungen wiederholend, immer und immer wieder: „Allah, Allah ist groß, und Mohammed ist sein Prophet.“ Eines Abends, als die Schwäche größer als bisher war, sagte er zu mir: „Mama, jetzt geht es mit mir zu Ende.“ „Ja, Hassam,“ antwortete ich, „dann mache deine Seele bereit; denn in deinen 80 Lebensjahren hast du viel Böses getan.“ „Freilich, Mama,“ seufzte der Kranke, „besonders in jener Zeit, als ich Anführer der Sklavenkarawane war. Dort oben am Kilimandscharo habe ich das meiste Unrecht verübt. Da habe ich gute Geschäfte gemacht.“ Seine Augen leuchteten freudig auf in dieser glücklichen Erinnerung. Auf meinen fragenden Blick hin erzählte er weiter. „Dort am Kilimandscharo wohnte der Stamm der Dhaggas. Diese lieben sehr bunte Glasperlen und farbige Tücher. Sie haben hochgewachsene, schöne Mädchen. Mit dem Häuptling machte ich guten Handel. In später Abendstunde ließ derselbe die Mädchen von seinen Ministern aus den Hütten der Eltern holen. Ganze Reihen



Eingeborene im Reisfeld (Ost-Afrika).

wurden mir zugeführt. Ich musterte sie schnell. Einige Duzend Glasperlen, einige Meter Baumwollstoff war der gewöhnliche Preis für eine Schönheit. Solche Mädchen aber, die bereits einen Zahn verloren hatten, waren recht billig. Ich führte die erhandelte Ware mit meinen Leuten zu den Küstenmärkten, wo sie um hohen Preis als Sklaven verkauft wurden. Ja, die guten, alten Zeiten sind vorbei," seufzte Hassam. „Und auch dein Leben," ergänzte ich ernst und nachdrücklich. Nach einer Weile fragte mich Hassam ängstlich: „Meinst du denn, der liebe Gott nimmt mich nach meinem Tode auf in sein Haus?" „Sicher," antwortete ich, „doch du mußt glauben, was ich dir sage, und dich taufen lassen. All das Böse, das du in deinem ganzen Leben getan hast, mußt du bereuen und Gott lieben.“ „Alles, was du mir vorsagst, will ich glauben," beteuerte der alte Araber. „Nun, dann laß mich erst den Stoß Gebetbücher verbrennen, dann will ich glauben, daß deine Worte dir ernst sind.“ Ich griff nach dem Stapel Koranbücher, um sie sogleich zu verbrennen. „Nimm sie," sagte der Kranke, „nimm sie, aber mache die Sache heimlich. Niemand darf davon etwas merken. Gib mir aber dafür das Taufwasser, damit der liebe Gott mich in sein Haus aufnimmt.“ O welches Verlangen nach der heiligen Taufe, nach einer glücklichen Ewigkeit leuchtete bei diesen Worten

aus seinen fieberglänzenden Augen! Doch ich erfüllte seinen Wunsch noch nicht, denn ich wollte mich erst überzeugen, ob seine Sinnesänderung nur vorübergehend oder wirklich im festen Glauben begründet war. Die alten mohammedanischen Bücher verbrannte ich. Es gab ein helloderndes Feuer. Als ich den alten Hassam verließ, gab er mir aus seinem kleinen Tuchlager, das sein Sohn führte, einen Pack Decken, Tücher und sogar Geld mit für meine Armen. Ich war sehr froh darob; denn mancher meiner armen Patienten hatte nichts, womit er seine Blöße bekleiden konnte. Wie oft bat mich ein Familienvater kniend, mit aufgehobenen Händen, um Hilfe in bitterer Not. Freudig griff ich nach den Decken und Tüchern und eilte fort damit zu meinen armen Schülern.

Wie wunderbar ist doch das Wirken der Gnade! Ja, Hassam, dieser harte Sklavenhändler, hatte sich von Herzen zu seinem Gott bekehrt. Könnte ich da noch länger zögern, ihm die heilige Taufe zu spenden. Ich belehrte ihn bei meinen wiederholten Besuchen über unsere heiligen Glaubenswahrheiten. Mit der Einfalt und dem Glauben eines Kindes lauschte dieser eingefleischte Mohammedaner meinen Worten. Bitter bereute er seine frühere Bosheit. Es war aber auch Zeit; denn sein Sterbestündchen näherte sich mit Riesenschritten. Endlich war er genügend vorbereitet, und ich konnte ihm die heilige Taufe spenden. Mit lebendigem Glauben empfing er dies heilige Sakrament, um nach einem Leben voller Sünden, kurz, ja unmittelbar vor seinem Tode, ein Kind Gottes zu werden. Aus dem alten Hassam war nun ein Joachim geworden, der mit dem Gewande der Taufschuld bekleidet noch in derselben Nacht vor Gottes Richterstuhl erschien. Wie groß ist doch die Barmherzigkeit Gottes! Eine Ewigkeit voll Glück, voll unnennbarer Freuden in der Anschauung und Liebe Gottes wurde dem zuteil, der in seinem Leben seinen Gott und Erlöser weder erkannt noch geliebt hatte. Und warum? Nicht um eigener Verdienste, sondern um der unendlichen Liebe unseres Heilandes willen, der sein kostbares Blut für diese Seele vergoß in dem sehnsüchtigen Verlangen seines heiligsten Herzens nach ihrem ewigen Heil. Wer sollte der erbarmungsreichen Liebe Jesu nicht vertrauen, wer nicht mit dem Psalmisten sprechen wollen: „In te Domine speravi, non confundar in aeternum.“ „Auf dich, o Herr, habe ich gehofft. Ich werde in Ewigkeit nicht zuschanden werden.“

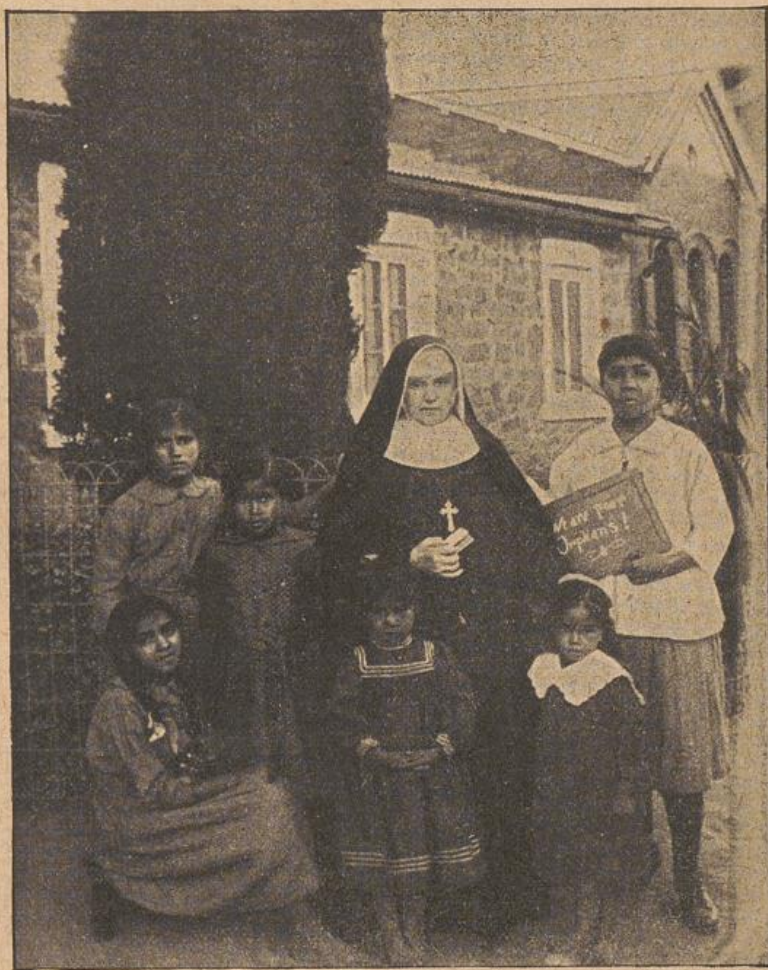
Erbauliches und Heiteres aus der afrikanischen Kinderwelt.

a) Klein-Nomteto.

Vom Turme der kleinen Missionskirche in Triashill erkönt das Glöcklein. Der Klang desselben dringt in die naheliegenden Hütten der christlichen Neger und ruft groß und klein zum Gottesdienst. Aber auch in einer anderen Hütte, deren Bewohner noch Heiden sind, hörte man das Glöcklein läuten. Verwundert hatte die kleine Nomteto, ein etwa sechsjähriges kraustöpfiges Mägdlein, gelauscht und fragt nun: „Ma, kuyini loku? Mutter, was ist das?“ Ihre Mutter, eine kräftige Kaffernfrau, welche gerade Maisbrei für ihren Mann bereitet, wendet sich zu der kleinen Fragerin und sagt: „Nun, bei den Amaroma müssen die Kinder lernen und beten. Das Glöcklein ruft sie zusammen.“ „Cernen und beten,“ o das möchte Nomteto auch. Voll Sehnsucht bittet die Kleine: „O Mutter, laß mich auch dorthin gehen, aber ehe noch die Kaffernfrau antworten kann, sagt der Vater, ein finsterner Heide, der dem Gespräch bis jetzt teilnahmslos zugehört hatte: „Nein, das geht nicht, die Schwestern sind böse. Sie locken die Kinder zu sich und stecken sie in eine große Kiste. Sieh dort das große Haus. (Er zeigte der kleinen, erschrockenen Nomteto die Missionskapelle.) Dort haben die Schwestern die große braune Kiste, wo sie dich hineinstecken werden, um dich später zu töten. Geh nur ja nicht hin.“ Der Heide meinte mit der braunen Kiste den Altar mit dem Tabernakel, in dem der liebe Heiland wohnt. Mit entsehlten Blicken schaute Nomteto nach dem Kirchlein, dessen Glöcklein soeben ausg. klingen hatte. Nein, niemals würde sie dorthin gehen. Voll Schrecken und Mitleid mit den anderen Kindern des Dorfes, packte sie gut auf, welches der Kinder die bösen Schwestern wohl zuerst töten würden. Aber alle Kinder, welche in das große Haus der Missionsstation gingen, kamen glücklich und froh zurück, und sie alle hatten schöne, reine Kleidchen. Die arme, kleine Nomteto hatte nur eine schmutzige Decke zum Umschlagen, kein Röckchen, nicht mal ein Hemdchen. Als nun eines Tages wieder das Glöcklein erklang, faßte unsere Kleine sich ein Herz, lief den Kindern, die zur Missionsstation eilten, nach und stand bald schüchtern und verschämt, in ihre alte, schmutzige Decke gehüllt, vor der Türe des Gotteshauses. Sie wagte nicht, hineinzugehen und beobachtete staunend durch die halbgeöffnete Türe alles, was im Innern des Kirchleins vor sich ging. Ja, das war so ganz etwas anderes als die heidnischen Opferfeste, zu denen ihre Eltern sie zuweilen mitgenommen hatten. Die heilige Messe war zu Ende. Der Gesang verstummt, die Kerzen am Altar wurden ausgelöscht. In geordneten Reihen traten die Kinder, von ihrer Lehrerin, Schwester Amata, geführt, heraus. Da sehen sie Nomteto ängstlich und ganz verschämt hinter der weitgeöffneten Kirchthüre stehen. Im Nu haben sie die Kleine umringt und überschütteten sie mit Fragen. Stockend bringt Nomteto ihren Wunsch vor, in die Schule zu gehen und beten zu lernen. Im Triumph führen die Buben und Mädchen Nomteto zu ihrer weißen Mama, Schwester Amata, die den Vorgang aus einiger Entfernung mitangesehen hatte. Jetzt steht Klein-Nomteto vor ihr und sieht mit fragendem Blick zu ihr empor. Das Schreckbild des Vaters zieht noch einmal durch ihr Köpfschen und läßt das kleine Herz in neu erwachtem Schrecken schneller schlagen. Aber der gütige Blick der Schwester,

die freundlichen Worte verscheuchen alle Angst. Zutraulich reichte sie ihr die Hand, läßt sich ins Haus führen, erhält ein reines Kleidchen und etwas zu essen. Wer war nun glücklicher als unsere Nomteto!

Doch was würde der Vater sagen! Würde er sie nicht sogleich wieder von den guten Schwestern fortholen? Würde sie nicht Schläge bekommen und eingesperrt werden? Der Vater konnte ja so böse werden. Doch die Morgenstunden verliefen ohne Störung. Der Vater ließ sich nicht blicken. Der Mittag kam, es wurde Nachmittag. Sorglos weilte unsere Kleine inmitten ihrer neuen



Mutter Hilaria mit halbweißen Waisenkindern.

Schwestern und Brüder im großen Kinderzimmer der Missionsstation. Plötzlich aber kam ein größeres Mädchen und rief: „Nomteto, verstecke dich schnell, dein Vater ist da, um dich heimzuholen. Er ist sehr böse.“ Schrecken erfaßte alle Kinder. Dann aber sprangen einige auf und drängten Nomteto ins Freie, sie sollte sich vor dem Vater verstecken, indessen Schwester Amata mit dem Vater sprach. Zitternd und zögernd folgte unsere Kleine ihren größeren Gefährtinnen. „Jetzt werde ich sicher getötet,“ so dachte sie. An allen Gliedern bebend, während die Tränen ihre Wangen netzten, folgte sie den voraneilenden Kindern

nur langsam und zögernd zum sicheren Versteck im nahen Bananenwäldchen. Nonteto musterte jeden Baum und Strauch in der sicheren Erwartung, daß die Männer, welche sie töten wollten, sie unvermerkt ergreifen würden. Auf das Drängen der Kinder verbarg sie sich endlich unter dichtem Gestrüpp. In wahrer Todesangst, zusammenzuckend bei jedem verdächtigen Geräusch, wartete sie dort. Ihr Vater durchsuchte in Begleitung der Schwester alle Räume des Hauses. Vergebens, Nonteto war nicht dort, aber wohl eine Anzahl glücklicher Kinder. Er kehrte schließlich nach Hause zurück, und jubelnd holten drei Missionsjünglinge unsere Kleine aus ihrem Versteck. Nun konnte sie bei den guten weißen Schwestern bleiben, ohne Furcht, getötet zu werden. Gar bald erfuhr sie auch, wer in der großen braunen Kiste in der Kirche verborgen war: „Unser Heiland und Erlöser.“ Der göttliche Kinderfreund, der einst in den jüdischen Landen, jetzt aber verborgen in der weißen Brotsgestalt, der heiligen Hostie, ruft: „Lasset die Kleinen zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solchen ist das Himmelreich.“ (Matth. 19, 14.)

b) Der Regenschirm für die Inkosazana.



Regina war schon der Schule entwachsen und befand sich seit mehreren Monaten im schönen Marienhaus. Es gefiel ihr daselbst recht gut. Das Nähen- und Flickenlernen machte ihrem häuslichen Sinn recht viele Freude und besonders liebte sie die immer ernste, aber freundliche Inkosazana (Schwester), welche nicht müde wurde, sie zu belehren und zu unterweisen in allen häuslichen Arbeiten. An Regentagen blieben die Mädchen oft den ganzen Tag über im Marienhaus am Flechten und Nähen und da erzählte die gute Schwester während dieser trauten Stunden oft gar liebliche Geschichten und Legenden. O, das war ein Genuß, wie schön war es doch im Marienhaus!

An einem solchen Regentag fiel es der guten Regina auf, daß der Regenschirm der Inkosazana schon recht alt und schadhast war, so daß sie, wenn sie ausging, ziemlich naß wurde, trotz des Schirmes. Das war Re-

gina sehr arg und sie überlegte im stillen, wie dem abzuhelpen sei.

Was mochte so ein Schirm kosten? Wie wäre es, wenn sie, Regina, von ihren kleinen Ersparnissen (die Marienhausmädchen bekommen als Belohnung für Wohlverhalten und Fleiß 2 Schilling per Monat) der lieben Schwester einen Schirm kaufen würde! 3—4 Monate vielleicht, so hoffte Regina, dann werde sie soviel beisammen haben, einen Regenschirm zu kaufen — herrlich, herrlich, es muß gehen!

Und es ging wirklich. O wie viel vermag ein liebendes Herz und ein guter, beharrlicher Wille! Vier Monate waren vergangen, oft trat zwar die Versuchung

heran, lieber für sich selbst ein neues Kleid usw. zu kaufen, aber sie überwand sie und freute sich an dem Gedanken an Inkosazanas neuen Regenschirm. An einem Regentage erhielt sie die Erlaubnis, zum nächsten Store zu gehen, fand dort ein hübsches Exemplar und konnte es ganz stolz bar bezahlen. — Der großartigste Ankauf während ihres ganzen bisherigen Lebens war abgeschlossen.

Voll Freude, Glück und Stolz trat sie, den neuen, mühsam errungenen Schirm in der Hand, den Heimweg an. Es regnete stark, ja in Strömen, aber der kostbare Schatz mußte in den gleichmäßigen Falten aufgerollt bleiben, und statt daß sie mit dem Schirm sich selbst geschützt hätte, schützte sie mit ihrem Kopftuch den Schirm. Sie drückte ihn sorgsam eingewickelt fest an sich und eilte barhaupt dahin.

Mehrere Leute begegneten ihr. Sie hatten wohl den Griff bemerkt und sagten verwundert: „Ja, Mädchen, spann doch deinen Schirm auf!“ „Das ist ja Inkosazanas Regenschirm,“ gab Regina jedesmal, denselben ganz ehrfürchtig betrachtend, zur Antwort, während ihr das Wasser vom krausen Wollhaar in ganzen Bächlein übers Gesicht floß.

Da traf Regina mit einer jungen Christenfrau zusammen, welche sie freundlich einlud, den Weg mit ihr zusammen zur Station zu machen; sie hatte den Schirm ebenfalls sofort bemerkt und dachte, der wäre groß genug für uns beide. Nach einer Weile sagte sie: „Regina, bist du denn auch geschickt, daß du deinen Schirm während des gräßlichen Regens geschlossen hältst?“ Regina schaute die Frau freundlich an, lächelte in sich hinein und dachte: „Wohl, wenn das nur mein eigener Schirm wäre, aber es ist ja der Schirm unserer Inkosazana, der nagelneue — und nagelneu soll sie ihn aus meiner Hand erhalten.“

Noch eine kleine Viertelstunde, dann hatte sie das Marienhaus erreicht. Vor der Haustüre stand zufällig die Inkosazana, wie wenn sie schon auf den neuen Schirm gewartet hätte. Gleich nach dem Gruße drückte sie ihr Verwundern aus und meinte, warum Regina doch nicht diesen Schirm aufgespannt, sondern fest in ihr Kopftuch gewickelt hätte und so patschnaß wäre? Regina lachte freudig auf und sagte: „Das ist dein Regenschirm, Inkosazana! — Ich habe ihn dir von meinen Ersparnissen gekauft — ich wollte ihn nicht über mich aufspannen, akufanele loku! (das paßt sich nicht.)“ Nicht nur die Inkosazana, sondern alle Marienhausmädchen freuten sich und jedes mag wohl gedacht haben: „Unsere Regina ist doch recht brav!“ —

Ehrfurchtsvoll wurde Inkosazanas neuer Schirm betrachtet, diese aber nahm ihn dankend, eine Träne im Auge, aus der Hand der schüchtern zu ihr aufblickenden Regina.

C) Verurteilung und Lebensgeschichte eines Wilddiebes und Raubmörders.

Ich saß in meinem Stübchen und schrieb; draußen spielten unsere lieben schwarzen Kinder, und ihr silberhelles Lachen drang zu mir herein.

„Sie saßen so fröhlich beisammen und hatten einander so lieb.“ — Ach, wenn es doch immer so blieb, — dachte ich, als plötzlich ein Heidenlärm entstand und mich aus meinem Sinnen aufscheuchte. Was hatten doch die wilden Buben angefangen, daß plötzlich solch ein Geschrei, ein Laufen und Rennen selbst unter den kleinsten, friedlich mit Steinchen spielenden Mägdlein entstanden



Gemütliches Plauderstündchen.

war? — „Wir haben ihn, wir haben ihn, den Wilddieb, den Landstreicher, den Bösewicht, den Ruhestörer, den Raubmörder!“ so schrie es wild durcheinander und eine ganze Horde Knaben mit Knütteln und Stöcken, mit Steinen und Messern nahnten sich meiner friedlichen Klosterzelle, ein Etwas, eine Jammergestalt, bluttriefend, hinkend, den Kopf fast ohnmächtig vor Angst und Entsetzen tief auf die Brust gesenkt, in ihrer Mitte schleppend.

Zu Gericht, Inkosazana, schrie der größte und kühnste der Schulknaben — Napoleon nannten wir ihn —, jetzt muß er bekennen, was er alles verbrochen hat. Er soll und muß uns unsere guten Namen wieder zurückerstatten. Hast du nicht selbst oft gemeint, ob nicht einer von uns dieser heimliche Eier-, Hühner- und Entendieb sei? — Jetzt ließen sich auch die kreischenden hellen Stimmchen der Kleinen hören; ja, ja, er soll uns sagen, warum er unser liebes Käßchen gemordet hat und unsere weißen Häschen, womit wir gespielt haben — und deine schöne Lieblingstaube „Schneewittchen“, wer hat sie gefangen?! — Ach, immer toller wurde das Kriegsgeschrei, so daß mir samt dem armen Abel-täter fast Hören und Sehen verging. — Hätte ich den Armsten nicht zu schützen gesucht, wahrhaftig, sie hätten ihn vor meinen Augen gelyncht und mit Steinen fast tot geworfen. „Nein, Knaben,“ gebot ich, „er soll nicht so jämmerlich sterben müssen, hat er auch viel gefehlt, wir müssen ihm Zeit zur Besserung geben. Sehet euch im Kreise, madoda, komm nun, Napoleon, haltet ihn fest!“ O, an ein Entrinnen ist nicht mehr zu denken, meinte geringschätzend der dicke Pro, den Strick, womit der Gefangene gefesselt war, aber dennoch fester ziehend.

Alles stille. Sie saßen im Kreise, die Mädchen in respektvoller Entfernung. Die Inkosazana mit Napoleon und Karl führten den Vorſiß. —

Humani nitsho, „richtet“ donnerte Napoleon, „gabo“, wehrte Karl, erst all seine Schuld aus Tageslicht fördern, ja am besten ist, wir lassen ihn selbst reden.

wie die Inkozana meinte — stimmten die den Verurteilten rund im Kreise einschließenden Knaben.

Er aber senkte wie in Beschämung sein Haupt, nur einmal wagte er seinen Blick zu erheben, und das geschah so scheu, so jämmerlich, daß ich nicht umhin konnte, mit beredter Zunge seine Verteidigungsrolle zu übernehmen.

„Knaben,“ sagte ich, „ehren wir die Zerknirschung des unglücklichen Verbrecher; laffet uns mitsammen seine Herkunft, seine Erziehung, seinen Wandel und seine Lebensweise betrachten und wir werden milder über sein Vergehen urteilen.“ Ein dankbarer, scheuer Blick schien mich bei diesen Worten von Seiten des Verurteilten zu treffen.

Ich beginne also: „Der arme Angeklagte kauert hier vor uns (er ist inzwischen wie von selbst wie in die Knie gesunken), er ist in unseren Augen ein Wilddieb, ein Landstreicher, ja sogar ein Raubmörder, aber bedenken wir, er ist ein armer Wildling, ohne Gesetz! Noch dazu im Knabenalter, der Sohn eines sehr diebischen, verschlagenen, listigen Volkes, der Sprößling eines blutgierigen Stammes, welcher wild, ohne Sitte und Gesetz, in dunklen Wäldern seine Wohnsitze aufschlägt, welcher sozusagen nur von Raub und Diebereien lebt. Nachdem er, der Unglückliche, so gar keine Erziehung genossen, wild und nackt herum gelaufen ist, von seinen Vorfahren so gar nichts anderes gesehen hat, als Rauben und Stehlen, — wie sollte er anders sein! —

Aber höret, jedes Wesen, sei es das böseste und verkommenste, hat etwas Gutes an sich, so auch unser Angeklagter. Erstens ist er sehr listig und klug. Zweitens hat er auch manch gutes Werk getan, und wenn er selbst reden könnte, — aber ihr habt ihm ja den Hals so zugeschnürt und seine Denkerhirne blutig geschlagen —, dann würde er wohl zu uns sagen:

„Als unschuldig Verfolgter, schwer Verleumdeter sitze ich hier vor euch, und doch war immer mein Streben, der Menschheit zu nützen — den Tieren wohl zu tun. Habe ich nicht die Acker der Farmer von der Menge gefräßiger Mäuse befreit? — Habe ich nicht manches Häschen, das in die Schlinge geraten war, von dem langsamen Tode erlöst und in liebender Weise ihm sein Leiden verkürzt, während es sich am Ende noch gar hätte braten lassen müssen? — Habe ich nicht manchem Rehe seine unbändigen Jungen gezüchtigt, indem ich so ein oder das andere ungehorsame Kitzchen zum warnenden Beispiel für andere verspeiste? — habe ich nicht so manchen frierenden Menschen mit meiner eigenen Haut erwärmt? — Doch: ‚Undank ist der Welt Lohn.‘ Ja, ja, ich hätte meinem Vater besser folgen sollen! Der sagte: ‚Sei vorsichtig und mißtrauisch und mache keine Freundschaft — weder mit Menschen noch Tieren, denn alle sind unsere Feinde. Selbst unserer Verwandtschaft traue nicht, denn Falchheit und List ist ihr Charakterzug. Wer viel hat, dem nimm viel, wer wenig hat, dem lasse auch von dem wenigen noch etwas.‘

Das, liebe Kinder, ist wohl ganz genau der Gedankengang unseres armen Bösewichtes, und soll ich ihn weiter ausspinnen und euch seine ganze Lebens- und Leidensgeschichte klarlegen, von seinem ersten Fehlritte bis zu seinem letzten, dann wird es wohl folgender sein:

Ich vermute seine Heimat da unten im „Hennegau“, nahe bei der frisch sprudelnden Quelle, dort habt ihr, liebe Knaben, schon öfter solch Gesindel seines Stammes entdeckt, wie ihr mir erzählt habt, dort wird wohl sein Stammschloß sein; in seiner tief versteckt liegenden Burg und den dunklen Gängen

verstand sich Herr Fuchs, Edler von Reineke, gut zu verbergen, meint ihr nicht auch? Seht, er zwinkert schon mit den Augen, er ist von dort her. — Er fand die Gegend reizend schön und zur Jagd günstig, gibt es doch beim Wasser dort Fische in Hülle und Fülle und konnte er sich die eine oder andere Forelle zum Fastenschmaus gut schmecken lassen. Wildpret und Häschen gibt's auch genug im Hennegau, dann erst die vielen Hennen, von welchen er trotz des treuen Haushahnes eine um die andere entführte! —

Dort legte er sich oft ins Moos, um in Wahrheit zu fühlen, wie das Sprichwort sagt: Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhelissen! Große Abeltaten hatte er ja eigentlich nicht verbrochen, er war mit wenigem zufrieden, nahm, was er eben erwischen konnte, und — wer kann's ihm verargen, daß er eines Tages unsern großen Gänserich, der immer den Gänsen voranzog, als wäre er gescheiter als die andern dummen Gänse, beim Hals packte und erwürgte? Unsern Häschen ist es auch nicht besser gegangen. Aber da meinte wohl der Wilddieb, er tue ein gutes Werk, denn er hörte und sah, wie man sie bereits zum Fettwerden ins Kästchen sperrte, um sie am nächsten Sonntage zu braten. Und unsere schöne, schwarze Henne, wo ist die hingekommen?“ „Zehn arme Waislein hat sie unverorgt hinterlassen,“ schrie da plötzlich zorn-erfüllt die kleine Greti drein. „Ja, nun, die ist ihm halt auch auf seinen Streifzügen begegnet und offenbar hat ihn ihr dummes Angstgeschrei und Flügelstreicheln vor ihm, dem edlen Herrn, recht geärgert.“

„Was hat der arme Angeklagte noch alles angestellt?“ „Unser junges Käschchen, meine Mizi, die hat er auch umgebracht, wer anders soll's gewesen sein als er!“ — ruft weinerlich die dicke Anna schnell dazwischen.

„Ja, das kann ich mir leicht erklären, die hat ihm die nötige Ehre nicht erwiesen, ihn wild angefaucht oder gar einen Katzenbuckel gemacht, dafür mußte er sie Anstand lehren. — Das ist auch um die Zeit gewesen, wo Schmalhans Küchenmeister war, er konnte gar nichts Eßbares mehr auffinden, alles war verschlossen und vor ihm, dem bekannten Dieb, geflüchtet. Da blieb ihm wohl oft nichts anderes übrig, als so einem armen Fröschlein den Weg zu versperren und vorher mit ihm noch ein ganz freundliches Zwiegespräch zu halten: „Armes, unglückliches Wesen, wenn ich dich nicht rette, kommt so ein langbeiniger Storch und zerhackt dich grausam mit seinem Schnabel!“ — Also seht, wieder eine gute Tat, — welch' gutes Herz hat doch bei seinem schlechten Leumund unser armer Angeklagter! Ja, wenn die Menschen wüßten, nicht wahr Herr Reineke Fuchs, welch' gutes mitleidiges Herz du hast, — sie hätten dich längst zum Ehrenvorstand des Tierschutzvereines gewählt.

Sie wären dir nicht einmal böse gewesen, als am Ententeich ein Duzend junge Enten, die kreuz und quer lustig herumplätscherten, von dir eine tüchtige Lektion bekamen. Darüber kam die alte Ente zornenbrannt und von Rachegefühle laut schreiend vom Ufer herabgeflogen; sie hat dich doch verraten und hat den Jungens hier den Weg gezeigt, dich zu finden!“

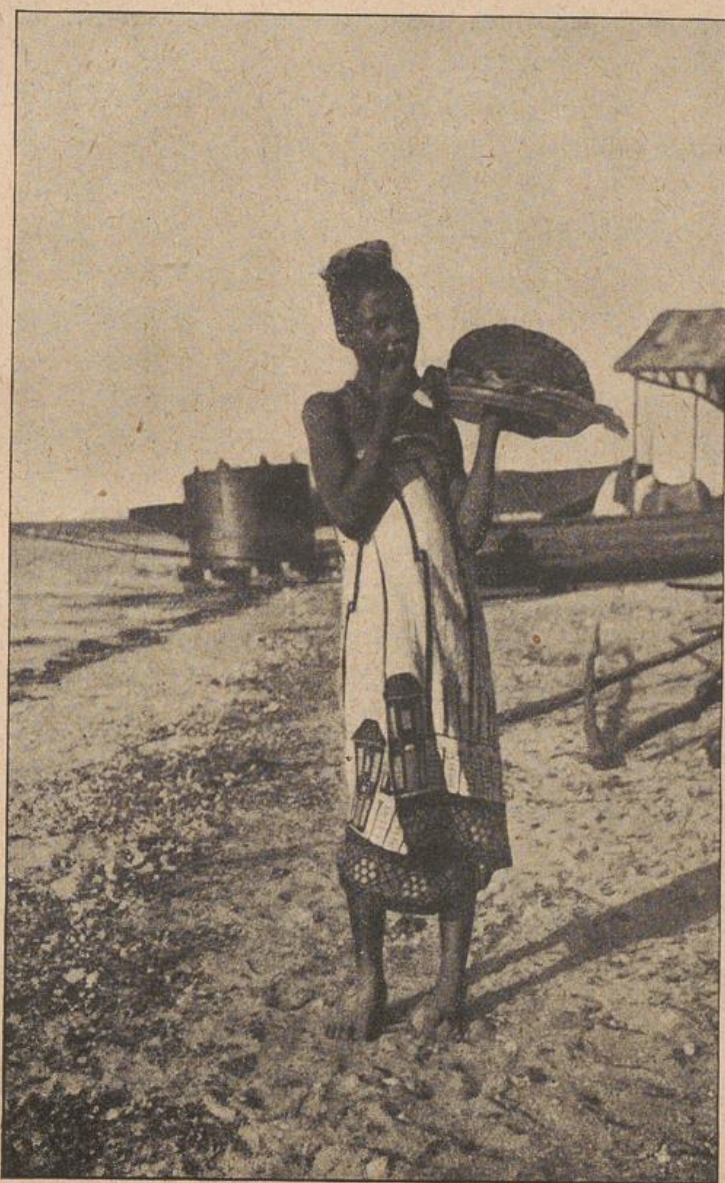
„Ehe, ehe,“ rief's nun aus vielen Kehlen, „und jetzt wollen wir das Todesurteil über ihn verhängen.“ „Auf den Galgen soll er, der Dieb, der Mörder, — nein, steinigen wollen wir ihn,“ schrien die andern und schon machten sie Miene, dem Fuchslein den Garaus zu machen.

Aber da rief ich dazwischen: „Nein, Jungens, nicht so quälen dürft ihr den Missetäter — sterben soll er — denn Blut für Blut, Kopf für Kopf, aber laßt

uns eine edlere, rasche Todesart wählen — er soll als ein Keineke von Fuchs vornehm sterben — ein Schuß durch seine Denterstirne und dann ist ihm Gerechtigkeit widerfahren!“ Gesagt, getan; er wurde abgeführt und auf einsamer Stelle, nahe des Steinhaufens, hatte er, der so lang Gesuchte, der Verfolgte, der Wilddieb und Raubmörder, sein vielbewegtes Leben beendet. Endlich ist wieder Ruhe. — — —

Ich sitze und schreibe, und weil ich heute gerade nichts Besonderes zu berichten habe, so soll einmal unser vierfüßiger Wilddieb Keineke Fuchs in die lustige Ecke kommen.

Schw. M. Engelberta.



Gebetserhörungen.

1. Innigsten Dank Unserer Lieben Frau von Lourdes und der heiligen Walburga für erlangte Hilfe in schwerer Krankheit. Veröffentlichung war versprochen.

Schw. M. Paulina C. P. S.

Schw. M. Adelheid C. P. S.

2. Fünf meiner Brüder machten den Krieg mit; vier kamen glücklich nach Hause, was ich hierdurch mit innigstem Dank für Gottes väterlichen Schutz veröffentliche.

Schw. M. P.

3. Der unbefleckten Gottesmutter innigen Dank für Erhörung in verschiedenen Anliegen.

H. Bl.

4. Dem heiligen Joseph innigen Dank für Hilfe in Not und in Krankheiten.

H. Bl.



Aufwärts.

Es ist nicht schwer, bei ros'ger Freude Wehen
Mit leichtem Schritt den steilsten Pfad zu gehen,
Der aufwärts führt zum ew'gen Vaterland.
Nacht hold das Glück auf seinen gold'nen Schwingen
Und ist's, daß alle Pläne dir gelingen,
Dann ist so federleicht der Stab in deiner Hand.

Doch wenn der Schmerz das Aug' mit Tränen füllet,
Und sich dein Glück in dunkle Wolken hüllet,
Und Leid und Gram sich deinen Schritten nah'n,
Dann wird sie schwer, die Reise dieses Lebens,
Dann dünkt es dir, als winkte ganz vergebens
Der Hoffnung milder Stern am Ende deiner Bahn.

Und doch ist keinem Menschenkind hienieden
Des Lebens ungeteiltes Glück beschieden,
Ja kämpfen und zu leiden hat jedwedes Herz.
Und wenn der echten Freude Blümchen blühet,
Und wenn der Hoffnung Stern am hellsten glühet,
Dann ist's nach Arbeit, Kampf und Müh' und Schmerz.

M. B.



Unsere Verstorbenen.

Die Kriegsausgabe 1914/15 unserer Caritasblüten brachte die letzten Vergißmeinnicht auf die Grabhügel unserer lieben Mitarbeiterinnen. Seit dieser Zeit hat der Todesengel wieder manche Garbe heimgeholt in die himmlische Scheune. Aus der Reihe unserer tapferen Missionarinnen haben wir verloren:

a) in Südafrika

im Jahre 1916: die Schwestern M. Balbina Gärtner, M. Protasia Telger, M. Euphrosina Bothacker, M. Magimiliana Diefenbach, M. Crispina Ems, M. Bartholomäa Bräuhäuser,

im Jahre 1917: die Schwester M. Agape Klunder,

im Jahre 1918: die Schwestern M. Rosalia Hofer, M. Alfonsa Zindl, M. Simona Hanneschläger, M. Antonia Brenner, M. Tobia Gleißner,

im Jahre 1919: die Schwestern M. Alberica Kurth, M. Agnes Kuhn, M. Johanna Schneider, M. Eleonora Krämer, M. Harlindis Glanzer,

im Jahre 1920: die Schwestern M. Kilians Mäder, M. Felicitas Jäger, M. Godoleva Rauch, M. Margaretha Reis, M. Hyronima Müller,

im Jahre 1921: die Schwester M. Theophila Huber,

b) in D. Ost-Afrika

im Jahre 1915: die Schwester M. Theodora Kühnel,

im Jahre 1916: „ „ „ Bonavita Maucher

im Jahre 1917: „ „ „ Quirilla Mayer

im Jahre 1919: „ „ „ Bläsilla Schlegel

im Jahre 1920: „ „ „ Jfidora Schirfeneder

c) in der Kongo-Mission

im Jahre 1918: die Schwester M. Heliana Korting

im Jahre 1919: „ „ „ Appolonia v. d. Bogaart.

Die meisten dieser lieben Heimgegangenen haben ein schweres, opferreiches Missionsleben hinter sich und sie alle hatten das große Glück, inmitten derer ihr Leben zu lassen, für die sie es dem Heiland zum Opfer gebracht:

Die armen schwarzen Kinder find's,

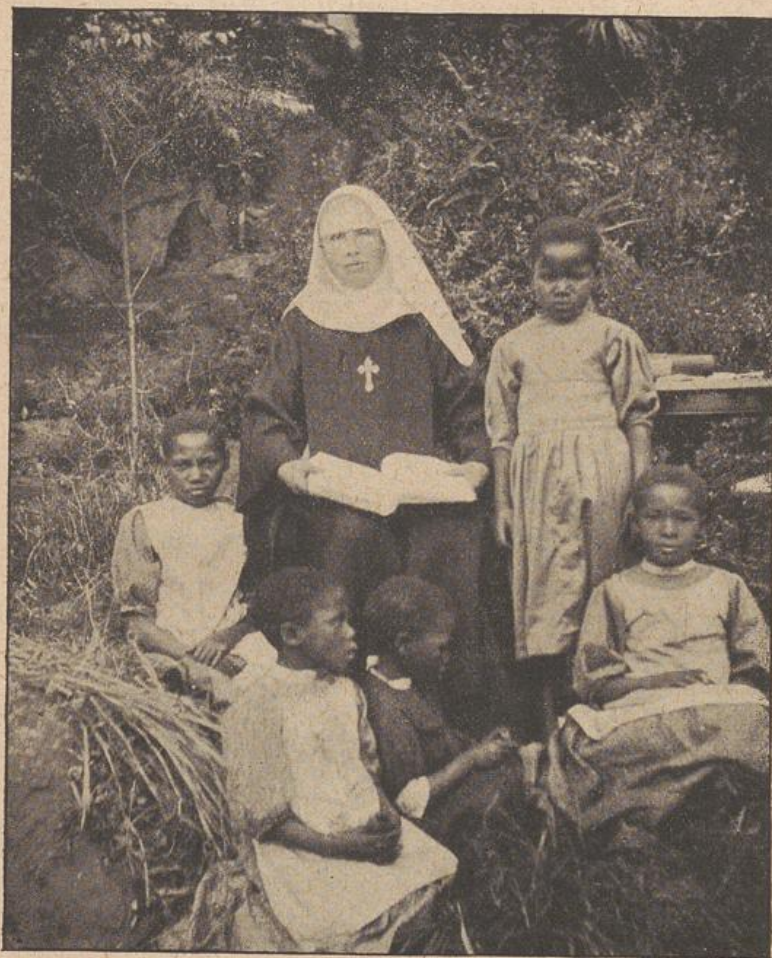
Sie find's, in deren Mitte mich

Man senkt zur Ruhe ein.

Sie liegen rechts und links um mich,

Mit ihnen auferstehe ich.

Eine unserer besten Missionarinnen, unsere Schwester Arnoldine Falter, deren Wirksamkeit als Missions-Lehrerin wir in einer der folgenden Nummern noch ausführlicher berichten werden, ist nicht, wie sie es so sehnlich wünschte, am Arbeitsfeld im Kongo-Gebiet ins Jenseits hinübergegangen, sondern ist den Folgen ihrer dort erbeuteten Krankheit im Mutterhause erlegen. Auf dem stillen Friedhof ruht sie, teils unter jungen Knospen,



die unser Freund Tod gebrochen hat, ehe sie ihr Wirken auf dem Missionsfelde entfalten konnten, teils unter Schwestern, die im stillen Mutterhaus sogenannte Heimarbeit für das große Missionswerk verrichteten.

Es waren im Jahre 1916: die Schwester M. Rita Schmitt;
im Jahre 1917: die Schwestern M. Priscilla Wurnitsch und
M. Coletta Kewiher;

im Jahre 1918: die Schwestern M. Olga Borschte, M. Oliva Zoller, M. Nazaria Zeilinger;
im Jahre 1919: die Schwestern M. Synesia Kaps, M. Columbina Singvogel, M. Adele Maas, M. Devota Bochnia, M. Nojola Biegler, M. Silveria Pollom;
im Jahre 1920: die Schwester M. Nerea Sprauer;
im Jahre 1921: die Schwestern M. Frieda Porwol und M. Amantia Thielen.

Die letzte, die wir hier zu Grabe geleiteten, war unsere Schwester Regina König. Nach 19jähriger Missionsarbeit in Natal wurde sie 1908 nach Europa versetzt, um als Mitglied des General-Rates und zeitweise auch als Hausoberin durch ihre Erfahrung an der Leitung des Ganzen mitzuarbeiten. Ihr schlichter, offener und bescheidener Charakter machte sie bei ihren Untergebenen sehr beliebt. Der Klimawechsel schien jedoch an ihrer Gesundheit zu nagen, bis der Tod sie von einem sehr schweren und langwierigen Leiden erlöste am 29. Nov. 1921.

Auch in unsern Filialen machten einzelne Sterbefälle Lücken in der Ordensfamilie. Ein Opfer der Kriegspflege wurde unsere gute, nie ermüdende Schwester Ursulina Poppenberg. In der Versorgung der von ansteckenden Krankheiten befallenen Krieger holte sie sich den Todeskeim und starb nach nur dreitägiger Krankheit in Andernach im Jahre 1916.

In Auersmacher verschied unerwartet schnell die allgemein beliebte Oberin dieser kleinen Niederlassung, Schwester M. Edelburgis Giesen. In Diefflen fiel die junge kräftige Krankenschwester Marianne Wahl der Typhus-Seuche zum Opfer, nachdem sie erst im Hilfslazarett in Broich sich mit großer Zufriedenheit nach abgelegtem Staatsexamen in der Krankenpflege betätigt hatte. Ihr zur Seite liegen in der kühlen Gruft Schwester Dominata Probst und Schwester Kuniberta Grünebach, beide in blühender Jugend dahingerafft, um durch das Opfer ihres Lebens im Himmel Fürsprecherinnen für das Missionswerk zu sein.

R. I. P.

Die Erzbruderschaft v. kostb. Blute.

1

Zur Aufnahme erforderliche Bedingungen.

Um Mitglied dieser Bruderschaft zu sein und auf ihre Ablässe und Gnaden Anspruch zu erhalten, wird nichts anderes gefordert, als daß man sich durch einen eigens dazu bevollmächtigten Priester einschreiben lasse. Man besleißige sich, das kostbare Blut Jesu Christi im Geiste und in der Wahrheit zu verehren, oft an das Leiden Jesu Christi zu denken und dem himmlischen Vater dessen kostbares Blut aufzuopfern zur Verzeihung der eigenen Sünden, für die Anliegen der heiligen Kirche, zur Bekehrung der Sünder, zur Hilfe und zum Troste der armen Seelen im Fegfeuer.

Ein besonderes oder tägliches, sogenanntes Bruderschaftsgebet ist nicht vorgeschrieben; jedoch wird gewünscht und den Mitgliedern ans Herz gelegt, daß sie täglich, oder doch sehr oft, mit großem Vertrauen auf die göttliche Kraft des kostbaren Blutes, zur Erinnerung und zum Danke für die sieben Blutvergießungen Jesu (Beschneidung, Todesangst am Ölberge, Geißelung, Dornenkrönung, Kreuztragung, Kreuzigung und Eröffnung der Seite) siebenmal das Ehre sei dem Vater usw. oder die Gebete, welche in dieser und den nächsten Nummern abgedruckt sind, beten.

Sieben Anrufungen des kostbaren Blutes.

1. Ewiger Vater, ich opfere dir auf die Verdienste des kostbarsten Blutes Jesu, deines geliebten Sohnes und meines göttlichen Erlösers, für die Verbreitung und Erhöhung der heiligen Kirche, meiner teuern Mutter, für die Erhaltung und das Wohlergehen ihres sichtbaren Oberhauptes, unseres Heiligen Vaters, des römischen Papstes, für die Kardinäle, Bischöfe, Seelenhirten und für alle Diener des Heiligtums.

Ein Ehre sei dem Vater usw. und hierauf das Schußgebet:

Preis und Dank sei Jesu allezeit,

Der uns mit seinem Blute hat befreit.

(Fortsetzung folgt.)



CARITAS BLÜTEN AUS DER MISSION



SCHILDERUNGEN u. SKIZZEN AUS DEM
LEBEN DER MISSIONSSCHWESTERN
V. KOSTB. BLUT.

HERAUSGEGEBEN VON DER GENERALEITUNG DER
GENOSSENSCHAFT DER MISSIONSSCHWESTERN V. KOSTB. BLUTE.

Druck von B. Kühnens Kunstverlag, M. Gladbach.

Die Caritasblüten erscheinen viermal im Jahr. Der Preis pro Jahrgang beträgt 10 Mk. Der Reingewinn, der bei den hohen Druckkosten und dem teuren Porto äußerst bescheiden sein wird, soll zur Heranbildung von Missionschwestern beitragen.

Geldsendungen, Briefe usw. sind zu adressieren an die Versandstelle:

Missionshaus in Neuenbeken bei Paderborn.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Aus dem Mutterhaus	35
Der Meister ist da und ruft dich	36
Ostern	41
Bei der Königin der Engel	42
Mutterherz	47
Papst Pius XI.	48
Aus den Reise-Berichten von Ehrw. Mutter Generaloberin	49
Mobeka, ein Opfer der Nächstenliebe	52
Der geheimnisvolle Hase	57
Der Geist weht, wo er will	58
Zwillinge	59
Aus dem Kongoland	60
Unsere Verstorbenen	61
Danksgagungen	62
Die Erzbruderschaft vom kostbaren Blute	63



Mit kirchlicher Genehmigung.

Aus dem Mutterhaus.

Sange schon sollte unsere Mutter Generaloberin die Visitationsreise nach Afrika antreten, der Krieg und seine Folgen jedoch traten der Erfüllung dieser Pflicht stets hindernd entgegen. Inzwischen wurden die Bitten unserer afrikanischen Missionarinnen immer dringender, ihre peinliche Lage durch die weite Entfernung vom Vaterland immer unklarer. So mußte doch endlich der Entschluß zur Reise gefaßt werden, trotz der schwächlichen Gesundheit der Ehrw. Mutter und der fast unerschwinglichen Reisekosten.

Die regste Anspornung für die so mühevollen Fahrt war für Ehrw. Mutter der Wunsch unseres hohen Protektors, Sr. Eminenz Kardinal W. van Rossum. Sein Wort galt ihr als Befehl und sein ermutigendes Geleitschreiben, das wir hier wiedergeben, räumte sozusagen alle Hindernisse aus dem Weg:

Rom, den 8. Januar 1922.

Wohlehrwürdige Mutter!

Treten Sie mit großem Vertrauen die Reise nach Süd-Afrika an, von ganzem Herzen segne ich Sie. Bringen Sie meine herzlichsten Grüße und meinen Segen an die guten Schwestern in Süd-Afrika und auch meinen Dank für alles, was sie so liebevoll für die armen verlassenen Julus tun. Daß sie vorangehen, sich zu opfern für die guten Schwarzen aus Liebe zu Jesus und Maria. Jesus und Maria werden sie lohnen.

In Christus Ihr Vater und Protektor
W. M. Kardinal van Rossum.

Am 23. Januar schiffte sich nun unsere Ehrw. Mutter mit ihrer Begleiterin in Rotterdam ein, und zwar auf dem deutschen Dampfer „Usaramo“. Noch waren die Abschiedswehen in aller Herzen so frisch, als schon die Feier der Einkleidung und Profess im Mutterhaus herannahte, ein echt freudiges Familienfest. Dreißig Postulantinnen empfingen am Vorabend des Festes Mariä Reinigung in feierlicher Weise das heilige Kleid, während am Feste selbst einundzwanzig Novizinnen zur heiligen Profess zugelassen wurden. Die rührende Feier wurde erhöht, indem sieben Schwestern ihre ewigen Gelübde ablegten, um sich unwiderruflich dem göttlichen Heiland zu weihen im Ordens- und Missionsleben.

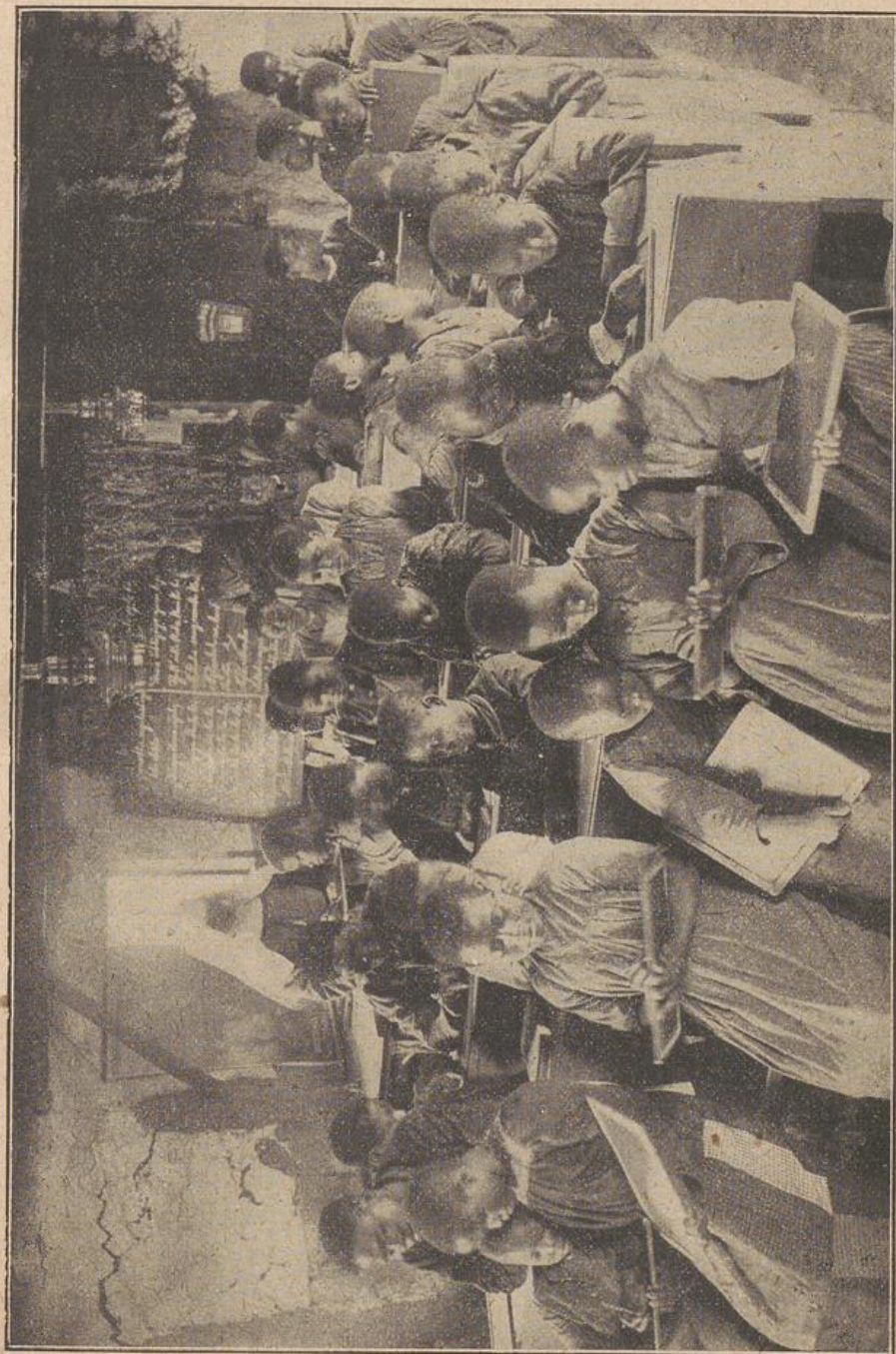
Möchten doch viele sich diesem hehren Doppelberuf einer wahrhaft apostolischen Ordensschwester weihen, um mitzuarbeiten an der Verherrlichung des kostbaren Blutes und der Rettung der unsterblichen Seelen.

Der Meister ist da und ruft dich. Joh. 11, 28.

Von Pfarrer G. Hütten.

Der Heiland nahm schon in seiner dreijährigen öffentlichen Wirksamkeit gern Dienste frommer Frauen entgegen, die ihm so treu angingen, daß sie ihm furchtlos auf Golgatha folgten, als seine Apostel geflohen waren. Auch im Evangelium läßt er es an Andeutungen über die Mitarbeit des weiblichen Geschlechtes nicht fehlen. „Wo das Himmelreich dem Senfkorn gleicht, das ein Mann auf seinem Felde pflanzte, da war es auch dem Sauerteige gleich, den eine Frau in die Mehlmasse mischte.“ (Kardinal Faulhaber.) In den Annalen der Apostelgeschichte ist das Missionswerk einer Lydia, Priska, Elektra, Thekla, Phöbe eingetragen, alles heilige Frauen, deren Namen mit der Gründungsgeschichte der Kirche Gottes verbunden sind. Ihr Geist lebt fort, wehte durch alle Jahrhunderte und strahlt wider in allen christlichen Ländern bis auf unsere Tage. Die starke Beteiligung der Frauenwelt am Bekehrungswerk der Kirche ist eines der bezeichnendsten Merkmale des Missionswesens unserer Zeit. Zu Tausenden sind die gottgeweihten Jungfrauen alter und neuer Genossenschaften und unter diesen auch die Missionschwestern vom kostbaren Blute in den letzten Jahrzehnten an der Seite katholischer Missionare ins Heidenland hinausgezogen. In wunderschönen, von edler Begeisterung und tiefer Einsicht getragenen Worten beschreibt Kardinal Lavignerie in einem Briefe vom Jahre 1886 die Bedeutung der Frauenmithilfe am Bekehrungswerk:

„Trotz allem Eifer der Missionare werden die ernstlichen Bemühungen niemals erhebliche Resultate erzielen, wenn sie nicht bei den Frauen durch das Apostolat von Frauen unterstützt werden. Nur Frauen können sich ungehindert den heidnischen Frauen nähern, freundschaftliche Beziehungen mit ihnen anknüpfen und unterhalten und sie in ihren Krankheiten pflegen, um auf diese Weise ihr Herz zu gewinnen und ihnen durch das Schauspiel der moralischen Höhe, auf der die christliche Frau steht, ihre eigene tiefe Erniedrigung fühlbar zu machen. Überall, wo die Schwestern bereits unter den Eingeborenen Afrikas sich niedergelassen haben, kann man sich von dieser Tatsache überzeugen. Sie halten dieselben für höhere Wesen und vergleichen



Mädchen[schule Natal, Süd-Afrika).

sie mit Engeln. Ich kann das Wort eines alten Türken anführen, der in seiner mohammedanischen Stadt eine Schwester auf dem Wege anhielt und sie fragte: „Sagt mir doch, Schwester, seid ihr ebenso gekleidet, wenn ihr vom Himmel herunter kommt? Welche Predigt könnte wirksamer sein!“

Von diesem Missionsgeiste ist auch die Genossenschaft der Missionschwestern vom kostbaren Blute beseelt. Beteiligung am Werke der Verbreitung des Glaubens ist auch unsere besondere Aufgabe. Es herrscht in ihren Missionshäusern eine große Mannigfaltigkeit der Arbeitskräfte und Talente. Alle Talente können zugunsten der Mission verwandt werden. Bereits erworbene wissenschaftliche oder fachtechnische Bildung ist indessen sehr erwünscht.

Zunächst sind Kandidatinnen mit Lehrberuf für ihre Genossenschaft sehr willkommen. „Gehet hin und lehret,“ sprach der scheidende Meister zu seinen Aposteln. Zuerst sollten sie lehren, die Heidenvölker mit den Wahrheiten des Christentums bekannt machen, und dann erst die Taufe spenden. Deshalb steht im Missionsland neben der Kirche die Schule, wenn das Kirchlein selbst nicht zuerst lange Zeit als Schule dienen muß. Wer deshalb Liebe zur Jugend, Geschick zum Unterrichten und Beruf zur Mission besitzt, kann das Amt als Katechetin in dieser Genossenschaft ausüben, zumal durch Überfüllung des Lehrberufs viele in der Welt lebende fromme Jungfrauen nicht zu diesem ersehnten Ziele gelangen können. Herzlich sind sie in der Genossenschaft willkommen, und gerne werden ihnen die Gelegenheiten eröffnet, ihre Neigungen auszunutzen. Haben sie sich dem Dienste der Jugend geweiht, so dürfen sie Jesum in diesen kleinen Geschöpfen lieben, sie dürfen Mutterstelle vertreten nicht bloß an zwei oder fünf, sondern im Laufe der Jahre an Tausenden von Kindern. Sie wissen, daß das zeitliche und ewige Heil der Kinder in ihre Hände gelegt ist. Welch eine Seligkeit, wenn dann unter ihren Augen und mit ihrer Hilfe ihrem göttlichen Bräutigam, dem allein wahren Gott in Brots-gestalt, ein neuer Thron errichtet wird auf Afrikas Boden! Welch eine Seligkeit, wenn das Kreuz da errichtet wird, wo bisher die abscheulichsten Götzenbilder thronen, wenn der gellende Ton des „Tamtam“ durch den milden Ton der Glocke ersetzt wird, welche die christlichen Neger zum „Ave Maria“ einladet. Das sind alles Augenblicke, Stunden hellster, süßester

Freude, eine reiche Entschädigung für so manche Entbehrung und Mühsal, ein kräftiger Ansporn, ungeachtet aller Schwierigkeiten auszuharren.

Ist die Kandidatin in der **Krankenpflege** ausgebildet, so steht ihr ein überaus großes Arbeitsfeld zur Verfügung. Die Kranken versprechen sich von der Krankenschwester die Genesung, denn sie betrachten sie als Ärztin, die über mehr als natürliche Kräfte verfügt. Sie haben Vertrauen zu ihren Hilfsmitteln und mehr noch zu ihrem Einfluß bei Gott. Zur Schwester gehen die Kranken und zeigen ihr ihre Gebrechen und Wunden; und ihre Hände verstehen es, die Wunden zu verbinden oder eine heilsame Arznei zusammenzustellen. Sogar als Zahnärztin hat manche Schwester großen Zulauf. Für die bedauernswerten heidnischen Frauen ist der Besuch der Krankenschwester ein wahres Labsal; sie laden sie dringend ein, wiederzukommen, sie zeigen ihr ihre kleinen Kinder und wenn diese krank oder sterbend sind, so benützt die Schwester diese Gelegenheit, um ihnen mit der leiblichen Medizin auch das ewige Heilmittel der Seele zu geben. Welch innige Freude, wenn sie dann mit der Arznei für den Leib auch die Arznei der Seele, das Wasser der Taufe, welches das Paradies erschließt, verabreichen darf. Welch ein Trost, wenn sie Sterbende unterweisen und zu einem seligen Tode vorbereiten kann!

„Es geht nicht an, daß wir von unserm Werk ablassen und den Tisch besorgen!“ Dieses Wort der Apostelgeschichte läßt sich in mancher Hinsicht auf die Schwestern anwenden, welche für den Haushalt zu sorgen haben. Während die einen den Lehrberuf, die anderen die Krankenpflege ausüben, liegt der Missionsdienst der **Haushaltungsschwestern** in der Hände Arbeit. „Sie sollen den Tisch besorgen.“ In der Hauswirtschaft ausgebildet, übernehmen sie die Sorge für die Dinge des alltäglichen Lebens. Ihre Sache ist es, zu kochen, zu nähen, zu schneiden, den Garten zu pflegen usw. Wer könnte all die Beschäftigungen aufzählen, die sie im Hauswesen mit der größten Gewissenhaftigkeit ausführen, damit die anderen sich ungestört der Seelsorge und Seelenrettung hingeben können. Auch ihre Tätigkeit ist ein Glied der großen Missionstätigkeit. Sie treten meist nie so hervor wie die anderen Berufe, aber trotzdem liebt und schätzt das Volk ihre Wirksamkeit, sobald es einmal die Bereitung von Speise und Trank kennengelernt hat. Deshalb

sind auch Kandidatinnen, die im Haushaltungswesen einige Kenntnisse besitzen, für die Genossenschaft ein dringendes Bedürfnis. „Ist die Lehr- und Krankenschwester die alles belebende Sonne für das Missionsfeld, so sind die Schweißtropfen der demütigen und opferwilligen Haushaltungsschwester wie der unentbehrliche Regen, der mit der Sonne dem bearbeiteten Boden die Fruchtbarkeit bringt.“ (P. H. Linkens M. S. C.)

Die Tätigkeit der Missionswestern ist also überaus vielgestaltig. Für das gesamte Schulwesen brauchen sie fähige Kräfte, für Krankenpflege haben sie erprobte Schwestern nötig, für den Haushalt sind tüchtige Haushaltungsswestern ein Bedürfnis. Nochmals, solche Berufe sind dringend nötig; also geben wir sie den Missionen, geben wir sie Christus! Gewiß, sie finden sich; rufen wir nur laut und überall danach und laden wir sie ein.

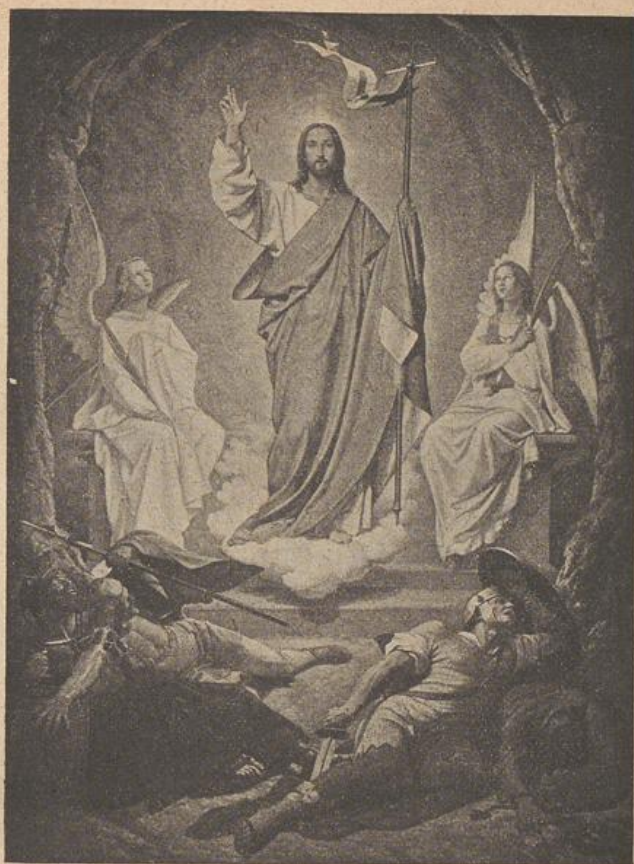
Aber in welche Genossenschaft ruft dich Gott? Was hat Gott mit dir vor? Tausende von Jungfrauen, welche Beruf zum Ordensstande in sich fühlten, haben nichts von den Missionswestern vom kostbaren Blute gehört. Sie konnten deshalb auch nicht in dieselbe eintreten. Gott ließ sie mit anderen Orden bekannt werden. Dort sind sie eingetreten. Hätten sie vielleicht im entscheidenden Augenblick von dieser Genossenschaft gehört, vielleicht hätten sie ihre Wahl auf diese gelenkt. Allein Gott wollte es nicht. Gott fügte es nicht. Bei dir hat er es nun gefügt, daß du von dieser Genossenschaft und von ihrem Wirken hörtest. Schon der Umstand, daß du diese Zeilen zu Gesicht bekommst und sie liest, ist ein Fingerzeig Gottes. „Nichts geschieht von ungefähr, alles kommt vom Höchsten her.“

Der Meister ist da und ruft dich.

Das Mutterhaus, wohin Anmeldungen zu richten sind, befindet sich in Neuenbeken bei Paderborn.

Adresse: Missionshaus in Neuenbeken bei Paderborn.





Ostern.

Schneeglöckchen fängt zu läuten an,
 Kann's nicht mehr länger halten,
 Bricht auch dem Veilchen gleich die Bahn
 Lockt Primel aus den Falten.
 Und alle drei, so zart und fein,
 Sie läuten uns ins Herz hinein:
 „Der Herr ist auferstanden!“

Die Lerche singt ihr Osterlied
 Und trillert hoch im Blauen;
 Die Schwalbe zwitschernd heimwärts
 Will sich ihr Nestchen bauen. [zieht,
 Die Amsel hat nicht Rast noch Ruh,
 Sie will ein Ständchen bringen
 Und ruft dem Menschenherzen zu:
 „Laßt uns ein Hallel singen.“

Und Lenzeswehen lispelt leis
 Und säufelt durch die Lüfte,
 Und traget ganz nach Frühlings Weis'
 Weithin der Blümchen Düste,
 Und weckt, was knospet und was keimt,
 Und löst es von den Banden,
 Und ruft's in alle Welt hinein:
 „Der Herr ist auferstanden!“

m. s.



Bei der Königin der Engel.

Von Schwester Engelberta.

So heißt nämlich das Kirchlein, hoch oben am Glabenberge, nahe des mächtigen Urwaldes, zu dessen Füßen sich der rauschende Umzimkulu-Fluß, gleich einem silberleuchtenden Bande, durch grüne, satte Wiesenflächen und hohe, wogende Maisfelder schlängelt.

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Tal hinab,
Drunten singt bei Wief' und Quelle
Froh und hell der Hirtentnab.

Diesem kleinen Gotteshause, welches zugleich als Missionsstation, als Tageschule, als Klösterlein für zwei daselbst einsam wohnende Missionschwester vom kostbaren Blute dient, galt mein diesjähriger Ferienbesuch.

Ich wollte, die freundlichen Leser dieser Zeilen könnten uns auf dieser Missionsreise begleiten und all die Herrlichkeiten, welche die Natur in dem wilden Heidenlande bietet, betrachten. Am frühesten Morgen, gleich nach dem Gottesdienst, greifen wir zum eisenbeschlagenen Wanderstab; den lieben Heiland noch mitten in unserem Herzen, wandeln wir mit ihm, wie weiland die Apostel es thaten.

Freilich wird es heute heiß, sehr heiß, denn jetzt, kaum 7 Uhr, brennt die liebe Sonne schon tüchtig und zaubert helle Perlen um Stirne und Wangen.

Sonnenschein, klar und rein,
Leuchtest in die Welt hinein,
Machst's so hell, so warm und schön,
In den Tälern, auf den Höh'n,
Die du alle überstrahlst
Und so hold und lieblich maßt!

Sonnenschein, klar und rein
Kehre auch ins Herz mir ein!
Wenn ich habe heitern Sinn,
Gut und froh und freundlich bin:
Dann ist's in dem Herzen mein
Wunderbarer Sonnenschein.

Umflutet vom goldenen Sonnenlicht, schreiten wir sinnend dahin
— immer bergauf, da träumt es sich so schön, dem Himmel
nahe und dem Treiben der tiefen Welt fern! Vor uns trabt

auf einem alten, grauhaarigen Köhlein die gute Schwester Domitilla, sie ist nämlich die Bewohnerin der Klause am Hlabeniberge bei der Königin der Engel oben, neben ihr ein schwarzer Junge, Georg, etwa 10—11 Jahre alt, als Page, aufmerksam jeden Schritt des Reittieres achtend, und die Fenzetore, welche die Felder und Weideplätze teilen, auf- und zuschließend. Ich folge mit einem kleinen Knaben und einem etwas größeren Mädchen an meiner Seite; sie sind gleichsam wie ein paar schwarze Schuhengelein, welche sich bemühen, mir alle Hindernisse aus dem Weg zu räumen. Richtig, da ergreift eine grünschillernde Schlange die Flucht und verbirgt sich zischend unter hohes Farrenkraut; mein Bublein hat sie noch rechtzeitig vor mir verjagt und eilt ihr furchtlos mit seinem Knüttelstöckchen nach, um sie zu töten, während das Mägdlein gleich mir ängstlich die Flucht ergreift. Hohes Gras und Wolfsklau umklammern unsre Füße, aus den rötlichen Blüten des Heidkrautes surren uns wilde Bienen leise Melodien zu, unser Tritt stört eine Heidelerche auf oder ein paar Rebhühner, die im Staube badeten. Immer höher geht's hinauf, den schmalen Fußpfad entlang, bis wir nach beinahe zweistündiger Wanderung das Kirchlein, Königin der Engel, erreichen. Da siehe, liegt es vor uns, „Das Kirchlein hoch oben im Blauen, so lieblich zu schauen.“ Es ist aus mächtigen Quadersteinen erbaut. Auf dem in der Sonne wie reinstes Silber blinkenden Wellblechdache thront erhaben ein schlanker, zierlich erbauter Dachreiter, auf dessen Spitze ein eisernes Kreuz, das mahnend zum Himmel weist, angebracht ist.

Überrascht gewahren wir nun erst das schöne Panorama, welches sich von dieser Höhe aus dem Auge darbietet. Wie Schluchten in Schluchten zerfließen und verschwimmen, wie Bäche und Flößchen aus den Tiefen ausblitzen, wie der rauschende Umzinkulu in seinem breiten Strombette durch sein Tosen zu uns heraufgrüßt, wie helle, große Weideplätze gleich grünen Seen zu uns ihre Grüße senden, und wie von der andern Seite des Flusses hoch aufsteigende Berge sich erheben, an deren Abhängen viele unzählige Kraalhütten gleich mächtigen Bienenkörben stehen und viele Herden weidend gehen.

Hinter dem Kirchlein aber, noch schöner und erhabener, steigt der mächtige Hlabeniberg empor, von seinem großen tiefdunklen Urwalde bewachsen, dazwischen braune, kahle Felswände uns gespensterisch entgegenstarren.

Wo ist der Maler, der uns diesen Blick festhielt auf einer Riesenleinwand, die scharfe Zeichnung, die kräftigen Farben, den leichten Duft, der das Ganze umflort, diese Aussicht so wundervoll schön!

Ist der Wanderer oben angekommen und steht er vor dem mit Efeu umwachsenen Portale des schlichten Gotteshauses, zu welchem zehn Stufen emporführen, dann verschwindet plötzlich alle Müdigkeit, er sieht nur „das Kirchlein schlicht und klein, es ladet den Pilger zum Beten ein“.

Arm und schlicht, aber so ungemein lieb und traut mutet uns sein Inneres an. Es ist der Königin der Engel geweiht und die Eingeborenen nennen es auch deshalb „Engelosini“, das heißt bei den „Engeln oben“. Es befinden sich auf dem Altare auch mehrere Engelfiguren und ist derselbe zart und sinnig von der Bewohnerin in Engelosini, Schwester Domitilla, geziert.

Das Presbyterium ist etwas erhöht und durch eine schön geschnitzte Kommunionbank abgetrennt. Der andere Raum dient auch zugleich als Schule und sitzen da nahe an 60—70 Engelchen, zwar alle rabenschwarz oder schokoladenbraun, aber ihre Herzchen sind rein und weiß, denn es sind lauter brave, unverdorbene Naturkinder, voll Eifer für das Christentum, viele erst getauft.

Der älteste, jetzt bereits aus der Schule entlassene Knabe Ludwig will mit Gottes Gnade Priester werden. Er war der erste, der in dieser Schule erzogen wurde, war gleichsam wie der kleine Samuel im Tempel aufgewachsen, oben bei den heiligen Engeln, und will nun dem Rufe des Herrn Folge leisten. Mögen die freundlichen Leser dieser kleinen Skizze des frommen schwarzen Jünglings im Gebete gedenken. Ludwig beginnt morgen sein Studium in der höheren Schule von Centocow. Ich hoffe sogar, daß ihm der Herr edle freigebige Wohltäter, welche dem armen Knaben zum Studieren verhelfen wollen, senden wird. . . .

Es ist heute Donnerstag, der 28. Januar 1921. An Donnerstagen ist immer heilige Messe, Predigt, Katechese, Unterricht usw. Da kommt der Hochwürdige Pater Missionar in aller Frühe schon von Centocow herauf. Soeben läutet das Glöcklein so klar und silberhell und von allen Seiten sehen wir fromme Beter, junge und alte Neuchristen, Burschen und Mädchen, Kinder in allen Altersstufen zum Kirchlein „herauf eilen.

Mitten im Heidenlande, und doch wie zahm und zugänglich sind diese, welche man „Wilde“ nennt, denn selbst die Heiden achten und ehren das Kirchlein und bringen uns die meisten eine freundliche Gefinnung entgegen. Sie lieben den Glocken-



flang und Weihrauchduft und holen sich bei der Schwester sogar Weihwasser, sprengen dasselbe in der Hütte herum, wenn starkes Gewitter im Anzuge ist und schauen zum Himmel empor zum Nkulunkulu, dem großen Christengott.

Rührend, feierlich ist der Gottesdienst vorüber, auch die verschiedenen Katechesen sind gehalten. Nun steht bereits im niedlichen Häuschen der Schwestern, mit dem neuen gelben Strohdach, der Tisch gedeckt zu einem einfachen Frühstück. Wie rein und nett ist hier alles in dem kleinen Häuschen mit nur zwei Fensterchen und einer Türe. Wie leuchten die weißen Linnen, wie blank sind die Fensterlein, davor blütenweiß die Vorhänge. Alles so freundlich, so einladend, wahrhaftig, da braucht niemand „Guten Appetit“ zu wünschen, der kommt schon von selber.

Des Hauses Zier ist Reinlichkeit,
Des Hauses Ehr' Gastfreundlichkeit,
Des Hauses Segen Frömmigkeit,
Des Hauses Glück Zufriedenheit.

Sehr wohl gefiel es mir in der Klausur der guten Schwestern von Engelofini.

Ich durfte hier einige Tage der Ruhe pflegen und konnte in der Stille dieser Bergwald-Einsamkeit mich an den Schreibtisch setzen, um für die freundlichen Gönner unseres Blättchens etwas zu schreiben.

Während ich ungestört meine Herzensgrüße zu Papier bringen konnte, sorgte die gute Schwester Domitilla für unsre leiblichen Bedürfnisse.

Fern von der Welt, noch mitten im wilden Heidentum, leben diese beiden Schwestern vom kostbaren Blute in ihrer einsamen Strohhütte und dienen dem Herrn gleich Maria und Martha. Sie fürchten nicht die Nähe des dunklen Urwaldes, nicht die Wilden in ihrer nächsten Umgebung, sie leben hier oben bei der „Königin der Engel“ so stille und friedlich, lehren, taufen, unterrichten die schwarzen Kinder, helfen den Kranken und trösten die Betrübten oder erteilen Rat und Hilfe den Fehlenden und Irrenden.

Während die eine als „Martha“ emsig für die leiblichen Bedürfnisse besonders auch der Kinder sorgt, erteilt die andere als „Maria“ ihren Unterricht. Wie manch verlassenes Heidenkind, das sich nach etwas Höherem sehnt, taut auf in der Wärme dieses Seeleneifers der opferwilligen Missionärinnen.

Ist es nicht etwas Schönes um den Beruf einer Missionsschwester? Ohne Zweifel, denn es ist ein doppelter Beruf. Die Missionsschwester tritt als Ordensperson in die Reihe jener Glücklichen, welche der Herr für seinen besonderen Dienst ruft

und die den auserwählten Teil seiner Herde bilden; sie tritt ein in die Reihen der Bräute Gottes, die allem entsagen, was von der Welt ist, und welche die Ehrengarde im Garten der heiligen Kirche bilden.

Als Missionärin tritt sie wieder mitten in die Welt, aber nicht anders als um zu lehren und zu helfen und das kostbare Blut Christi an den Seelen teilhaftig zu machen. Sie braucht sich nicht zu fürchten, wenn sie auch ferne vom eigentlichen Schwesternkloster hoch oben am Berge einsam lebt. Die Gelübde sind ihr Panzer, der Seeleneifer ist ihr Schild, das arme Strohhäuschen in der Wildnis mit dem schlichten Missionskirchlein sind die feste Burg, in welche sie nach vollbrachtem Tagewerk sich zurückzieht, um am Gnadenquell des heiligen Ordenslebens neue Kräfte für den kommenden Tag zu sammeln. Jeden Montag besteigt sie ihr treues Kößlein und reitet opferfreudig hinauf zur „Königin der Engel“; Freitags kehrt sie wieder heim ins traute Schwesternkloster.

Geistig und leiblich erholt, lehrten wir von unserer Ferien-erholungsreise vom Kirchlein Königin der Engel heim, voll schöner Eindrücke und mit neuem Mute für die Zukunft beseelt.



Mutterherz.

Ich kenn ein treues Mutterherz,
Das treueste, das je geschlagen;
Wie tief, wie weit, wie groß der Schmerz,
Nie wird es seine Hilf versagen.

Der Speer, der Jesu Herz durchbohrt, Doch wie das Leid auch wühlen mag,
Hat auch dies Mutterherz getroffen; Der Sieg, den Jesus hat errungen,
So ist dies Herz als Schuh und Hort Er ist am Auferstehungstag
Für alle Menschen immer offen. Auch in dies Mutterherz gedrungen.

So birgt's bei dem Gefühl von Schmerz
Auch einen großen Schatz von Wonne;
Drum leg ich in dies Mutterherz,
Das meines Lebens Licht und Sonne,
All Leid und Freud recht tief hinein
Und ruh am Herz der Mutter mein.

m. 6.





Papst Pius XI.

wurde geboren am 30. Mai 1857 zu Desio, Erzdiözese Mailand, als drittes Kind des Spinnereibesizers Franziskus Ratti und seiner Gemahlin Theresia Galli. Der kleine Achilles machte seine ersten Studien in seiner Heimatdiözese und kam später nach Rom ins lombardische Kolleg, von wo aus er den philosophischen und theologischen Studien an der Gregorianischen Universität oblag und den Doktorgrad in der Philosophie, Theologie und dem kanonischen Rechte sich erwarb. In der ewigen Stadt feierte er auch am 20. Dezember 1879 seine erste heilige Messe. Nach Mailand 1882 zurückgekehrt, war er zunächst Professor im Seminar von St. Peter und dem theologischen Seminar, bis er 1887 als Hilfsarbeiter in die Ambrosianische Bibliothek kam, deren Präfekt er zehn Jahre später wurde. Neben den vielen wissenschaftlichen Arbeiten, die diese Stellungen mit sich brachten, liebte es Ratti sehr, in der Seelsorge bei reich und arm auszuhelfen, und war er ein treuer Ratgeber des verstorbenen Kardinals Ferrari. Papst Pius X., der ihn persönlich kannte, berief ihn 1914 nach Rom, wo er, als Nachfolger des P. Ehrle S. J., Präfekt der Vatikanischen Bibliothek wurde und diese Stellung bis 1918 inne hatte. Am 25. April des genannten Jahres ernannte ihn Benedikt XV. zum Apostolischen Visitator in Polen und im Juli 1919 zum Nuntius in Warschau. Der Erzbischof dieser Stadt, Kardinal Kakowski, erteilte ihm am 28. Oktober desselben Jahres die Bischofsweihe. Kaum zwei Jahre später ernannte ihn der Papst am 13. Juni 1921 zum Kardinal und machte er ihn gleichzeitig zum Erzbischof seiner Heimatdiözese Mailand. Nur wenige Monate konnte er dort eine segensreiche Tätigkeit entfalten, um nach seiner im Konklave am 6. Februar 1922 erfolgten Wahl zum Papste den Stuhl Petri zu besteigen und unter dem Namen Pius XI. die Regierung der Kirche zu übernehmen.

Aus den Reise-Berichten von Ehrw. Mutter Generaloberin.

(Von Rotterdam bis Durban.)

Februar 1922.

Bis Lissabon stürmisches Meer. Hier nahm unser Dampfer längeren Aufenthalt, und da morgens in der Stadt die Straßen noch ziemlich öde und leer waren, konnte man einen Kirchgang wagen, sonst aber hielten wir es für besser, in unserm schwimmenden Heim zu bleiben. Der gute Herr Kapitän war für uns sehr besorgt. Am 2. Februar durften wir mit ihm ein gemütliches Stündchen in seinem Bereich zubringen, während er uns an jedem Landungsplatz das Agentenboot zur Verfügung stellte, um ans Land zu fahren und die Kirche zu besuchen. In Teneriffa begleitete uns die Frau Gemahlin des Agenten, wir kamen da zuerst in einem Pensionat der Assumptionistinnen zurecht und freuten uns, in der hübschen Kapelle noch dem heiligen Opfer beiwohnen zu können. Dann ein Besuch in der großen Pfarrkirche, und nun war es wieder Zeit, unsern Dampfer aufzusuchen.

In Las Palmas wurde nur ein kurzer Halt gemacht, welchen die Insulaner benutzten, um unser Schiff mit ihren kleinen Kähnen zu umringen und Südfrüchte, Spitzen, Tischdecken usw. feil zu bieten. Aber die hohen Preise, in englischem Geld, übten auf die deutschen Passagiere keine Anziehungskraft aus. Die armen Leute hatten sich, sozusagen vergebens, heiser geschrien und mußten mit ihrer Ware wieder ohne Verdienst abziehen.

Unsere Usaramo steuerte nun wieder hinaus in den weiten Ozean, bis nach einer ungefähr zwölfstägigen Fahrt St. Paolo de Loanda in Sicht kam. Wir hatten prachtvolle See, wenn auch zuweilen leichten Nebel. In der Nähe des Äquators brachten mehrere Gewitterregen eine kühlende Brise. Die Seekrankheit war nach und nach verschwunden, dafür machten sich bei mir Schlaf- und Appetitlosigkeit noch immer geltend. Das Surren und Brummen der Schiffsmaschine sagte nämlich meinen Nerven nicht zu. Aber, wir sind ja Missionschwestern, die auch die Reifestrapazen zu Münzen schlagen müssen für das Seelenheil der armen Heiden.

Gewiß wird es Sie interessieren, liebe Schwestern, wenn ich Ihnen mitteile, daß wir bis 10. Februar auf dem Atlantischen Ozean täglich die neuesten Berichte von Europa erhielten. So wußten wir schon am 7. Februar das Resultat der Papstwahl, sowie daß Se. Heiligkeit Pius XI. den ersten päpstlichen Segen von der äußeren Terasse des St. Peter gegeben habe.

Auch unerfreuliche Berichte, wie vom Eisenbahnstreik, drangen zu uns hinüber und mancher tiefe Seufzer über die Wehen des armen deutschen Vaterlandes mischte sich in das Tosen der Wellen.

Am 10. Februar passierten wir den Äquator. Es fehlte am Schiff nicht an den dabei üblichen Festlichkeiten mit Feuerwerk, woran wir Schwestern uns natürlich nicht störten.

Sieben Tage später lief unser Dampfer eben in Lobito-bai (Benguella) ein. Ein kleiner Landungshafen mit Bahnstation, ein paar sogenannte Hotels und einige Arbeiterwohnungen, ferner noch einzelne größere Gebäude, welche, wie man mir sagte, schon seit Jahren unvollendet dastehen.

Am 19. Februar sahen wir vom Deck aus Swakopmund liegen und lenkten unsern Kurs der Walfischbay zu. Hier verließen uns die meisten deutschen Passagiere. Ein Missionar, welcher schon 14 Jahre dort tätig war, kam an Bord und erzählte uns einiges über die jetzigen Verhältnisse unserer ehemaligen Kolonie. Hier gilt: Stillstand ist Rückschritt. Wo früher hundert Farmer arbeiteten, seien jetzt noch einige wenige und diese könnten kaum durchhalten, da der Handel erlahmt und keine Ausfuhr ist. Fleisch, Butter, Käse stehen tief unter dem normalen Preis, für 6—7 Schilling kann man eine Kuh mit Kalb kaufen. Hier Stillstand — in Europa hohe Teuerung! Wann kommen wieder bessere Zeiten?

Nun wieder zurück zur See. Wir erreichten endlich das Kap der guten Hoffnung, den Scheidepunkt zweier Ozeane, des atlantischen und des indischen. Bereits zum achten Male sehe ich dieses herrliche Stück Land, aber nie habe ich hier eine solche Kälte empfunden wie dieses Mal. Alle Passagiere holten vor der Landung ihre dicken Wintermäntel, Reisedecken und Tücher hervor, um sich vor dem schneidend kalten Wind zu schützen. Man hätte eher geglaubt, es gehe dem Nordpol zu, als dem südlichsten Punkt des afrikanischen Kontinents. Der hohe Tafelberg hinter Kapstadt war in eine dunkle, schwere Wolke gehüllt,

er schien der Missetäter zu sein, der uns am Abend die eisig kalte Brise als Begrüßung zuschickte. Die afrikanische Sonne aber hatte bald wieder die Oberhand gewonnen und fühlte sich nicht geschmeichelt, so verummte Gäste empfangen zu müssen.

Gegen sechs Uhr morgens verließen wir das Schiff, um in einer katholischen Kirche der heiligen Messe beiwohnen zu können. Es war ein herrlicher Morgenspaziergang bei aufgehender Sonne und einem wohlthuenden Morgenwind. Nach dem Gottesdienst wollten wir die deutschen Schwestern vom heiligen Kreuz aufsuchen, gerieten aber zu den irischen Dominikanerinnen. Eine gute alte deutsche Schwester, welche Mitglied des Konvents war, freute sich sehr, wieder ihre Muttersprache zu hören, und erhielt sofort Erlaubnis, uns ihre ganze Zeit zu widmen. Die guten Schwestern ließen es sich nicht nehmen, uns während dieses Tages als Gäste zu behalten.

Am 25. Februar lichtete unsere Usaramo wieder die Anker, um ihrem Ziele zuzusteuern. Glücklicherweise waren wir noch im Hafen, als ein heftiger Sturm einsetzte, er bot uns den Abschiedsgruß und war Gott sei Dank verschwunden, als wir uns wieder auf die hohe See wagten.

Am 27. Februar landeten wir in Port Elisabeth. Auch hier konnten wir mit einem Boot zur Stadt fahren und den lieben Heiland im Tabernakel besuchen. Die ehrwürdigen Schwestern von der Assumption nahmen uns zum Frühstück mit in ihr trautes Heim. Gleich darauf machten wir einen Besuch beim Apostol. Vikar Msgr. Mac Sherri. Se. Gnaden empfing uns sehr liebevoll und bot uns ein Auto an, um zur Landungsbrücke zurückzufahren.

Auf dem Schiff war die Zahl der Passagiere sehr geschwunden. Bei uns in der 2. Klasse waren nur noch Portugiesen, ein Deutscher, ein Schweizer und eine holländische Dame mit zwei Kindern. Bald geht es Durban zu und dann sind wir nicht mehr weit vom Ziel der Reise von Mariannahill.

Mutter M. Paula.

P. S. Soeben traf noch die Nachricht der glücklichen Ankunft unserer Ehrw. Mutter in Mariannahill ein. Die Freude des Wiedersehens ihrer Kinder läßt sich nicht beschreiben. Hoffentlich bieten ihr die schwierigen Visitationsreisen im Innern des Landes auch manch trostvolle Stunde.

Die Redaktion.

Mobeka, ein Opfer der Nächstenliebe.

(Fortsetzung.)

Im selben Augenblick schaute ein wilder, wüster Neger herein und rief: „Nun, faules Volk, ist die Arbeit noch nicht fertig? Auf! Bringt es zum Baume dort, was ihr geschält habt, wir haben Eile, das Bier muß bereitet werden, heute abend ist der große Tanz, der über unser Los entscheidet.“ Elembe und Mobeka sprangen auf und griffen nach den großen Körben, um das Zuckerrohr fortzutragen.

Es wurde Abend. Von allen Seiten her eilte man zum Feste, die Männer, um zu tanzen, Weiber und Kinder, um dem Tanz zuzuschauen und immer mehr Bier herbeizuschleppen. In der Ferne standen scheu hier und da die Sklaven umher. Die Zauberer, mit Fellen und Federn reich geschmückt, eröffneten den Tanz. Ihnen schlossen sich die Männer an, einige mit Raspeln und Schellen in Händen, während andere die Trommel (den Tam-tam) schlugen. In den Pausen wurde dem Bier fleißig zugesprochen, auch sogar von den Weibern. Man ahnte nicht, daß die Gefahr so nahe war.

Auf einmal hörte man schießen. „Die Weißen, die Weißen,“ riefen alle vor Schrecken und Angst. Doch wer dachte jetzt an Verteidigung? Nur die Sklaven waren noch nüchtern. Einige der Betrunknen griffen nach Lanze und Pfeil, doch es war keine Rettung mehr möglich. Auf Negerbooten waren die Weißen mit ihren Soldaten den Seitenarm des Ruki-Stromes heraufgekommen und hatten nun leichtes Spiel. Es gab kein langes Gefecht. Nur wenige Schüsse wurden abgefeuert, denn die meisten Neger flohen in der Dunkelheit in den dichten Wald oder wurden von den Soldaten gebunden und auf die Boote gebracht. Auf das Versprechen des Häuptlings, daß die bestimmte Abgabe entrichtet werde, gab man viele wieder frei, jedoch wurden mehrere der Neger, namentlich der Sklaven, zur Arbeit nach dem nächsten Staatsposten mitgenommen. Und wer war unter den Gefallenen? Elembe.

Da ihr Hüttchen nahe am Eingang des Waldes stand, versuchte sie, mit Mobeka zu entfliehen, geriet mitten ins Gefecht und kam ums Leben, während Mobeka von einem Soldaten gefaßt, gebunden und auf das in der Nähe liegende Boot ge-



Kongonessische Kinder. (Unfere Schwestern mit Tropenhüten.)

schleppt wurde. Bittere Tränen rollten dem Mädchen über die Wangen. Der Traum der Mutter war in Erfüllung gegangen. Wo war ihr Geist jetzt? O sie durfte annehmen, daß die Mutter, wenn der Geist wirklich noch fortlebte, weniger zu leiden haben werde, als im Leben, ja vielleicht in einem Lande der Ruhe verweile, denn sie war ja so gut und voll Liebe gewesen, — aber doch liefen die Tränen weiter im Andenken des grausamen Todes der Mutter. Ihr eigenes Los machte ihr nicht viel Sorge. Mehr Elend, als im eignen Dorfe, konnte sie kaum erwarten, zur Arbeit war sie ja einmal da, als geborene Sklavin.

Am andern Morgen fuhren die Weißen mit den Gefangenen ab. Es ging stundenlang mit mühsamem Rudern stromaufwärts, das Wasser machte viele Krümmungen, denn die langen schmalen Boote mußten oft plötzliche Wendungen machen und der Steuermann mußte dann seine ganze Kunst versuchen, um nicht im Urwald, durch den sich der Fluß schlängelte, festzufahren. An einzelnen Stellen lag ein wenigstens tausendjähriger, morsch gewordener umgestürzter Baumstamm quer über dem Flößchen, da hieß es einfach auf den Baum zu steigen und an der andern Seite wieder hinab ins Boot springen, das unter dem Baum durchgezogen wurde. Undurchdringliches Dickicht war auf beiden Seiten, denn zwischen den hohen Waldbäumen war alles mit kurzem, dornigem Gestrüpp bewachsen und üppige Lianen verbanden die Bäume gegenseitig. Dazwischen erhoben sich die kunstvoll errichteten Bauten der Waldameise.

Diesen Weg hatte Mobeka noch nicht gekannt, denn als Sklavin war sie nicht weiter gekommen, als zu den dicht bei Bolombo liegenden Manioffeldern. Sie schaute auf. Ob der Weg sie wohl jemals wieder in ihr Heim zurückführen werde? Doch dies war ihr einerlei, sie ließ ja nichts Liebes zurück, weil die Einzige, die sie geliebt, tot war. Nach einigen Stunden kam man an den Ausgang des Waldes und in den Kufifluß, wo das Dampfschiff lag. Dann ging es den Kufi hinunter bis nach Coquilhatville, wo er in den Kongo-Strom mündet. Coquilhatville ist eine ziemlich große Stadt am Äquator mit manchen für das Kongoland recht stattlichen Gebäuden; damals war sie erst im Entstehen begriffen, und man suchte viel Arbeitsvolf, die Männer zum Bauen der Häuser, die Frauen und Mädchen, um die rings herum liegenden Felder zu bebauen und die breiten, neu angelegten Wege sauber zu halten. Für

die Arbeiter waren Baracken errichtet, lange Hallen mit einem Palmdach, welches auf starken Holzpfählern ruhte. Einige dieser Notwohnungen wurden als Küchen benützt, man sah darum Holzfeuerchen lustig emporflackern, auf denen ein schwarzer irdener Kochtopf stand, andere dienten als Schlafraum, diese hatten eine Hinterwand, an welcher die einzelnen Bambusbetten befestigt waren. Die Betten enthielten meist eine Woldecke und ein Stück Holz, welches als Kopfkissen diente, und waren ringsum von einem Stück Stoff umgeben, um die Muskieten fernzuhalten.

Mobeka erhielt ihr Lager in einem Hause, welches für Frauen und Mädchen bestimmt war. Tag für Tag mußte fleißig gearbeitet werden, ein schwarzer Wächter hatte die Aufsicht. Doch die Arbeit war nicht so übermäßig streng wie in früheren Tagen, und die tägliche Nahrung, Fisch und eine Art Brot, das aus den Wurzeln des Maniokstrauches bereitet war, wurde vom Staat geliefert. Dazu erhielt sie von Zeit zu Zeit ein Stück Stoff, so daß sie sich anständig kleiden konnte. So verging ein Jahr. Mobeka befolgte treu die Mahnung der verstorbenen Mutter und hielt sich rein vom Bösen, allein vom Christentum hatte sie noch nie etwas gehört.

Eines Tages, als wieder ein Schiff in Coquilhatville anlangte, lief alles Volk neugierig hinzu, denn es waren weiße Männer darauf mit einer Kleidung, wie man sie noch nie gesehen im Lande der Neger: langes, weißes Kleid und schwarzes Skapulier. Es waren Patres aus dem Orden der Zisterzienser, welche in dem zwei Stunden von Coquilhatville entfernt liegenden Dorf Bamania eine Mission errichten wollten.

Auch Mobeka stand am Ufer und blickte scheu nach den fremden Männern hin. Der Anblick derselben ergriff sie eigentümlich. Hatte nicht die Mutter im Traum einen Mann im langen weißen Gewand gesehen und hatte dieser nicht gesagt, die Weißen seien gekommen, um dem Lande Segen zu bringen? Was wollten doch wohl diese Männer hier? Bald sollte sie mehr erfahren, denn allmählich ging's von Mund zu Mund, es seien dieses Diener des großen Geistes und nur gekommen, um den Schwarzen von einem andern Leben, das nach dem Tode beginnt, zu erzählen, von einem Gott, der das Gute belohne und das Böse bestrafe, der auch die Schwarzen in sein Reich, den Himmel, rufe. Gern hätte Mobeka noch mehr gewußt, aber wer konnte ihr mehr sagen? Die Patres waren

fort nach Bamania, um dort das Samenkorn zu legen, das in wenigen Jahren zu einem so mächtigen Baum sich entwickeln sollte. Wieder ein Jahr ging vorüber, da landete eines Tages wieder ein Schiff, und noch eiliger als das erste Mal stürzte alles, was laufen konnte, zum Ufer. Vier weiße Frauen waren auf dem Schiff, um den Patres in Bamania beizustehen, waren sie gekommen. Sie trugen rote Kleidung und erregten das größte Staunen des Negervolkes, denn weiße Frauen hatte man hierzulande noch nicht gesehen. Man hielt sie für Wesen aus einer höheren Welt. Es waren die ersten Missionschwwestern vom kostbaren Blut in der damals noch gebräuchlichen Tracht: Roter Habit, schwarzes Skapulier und weißer Schleier. Die Neugierde oder besser Wißbegierde Mobekas wurde immer mehr rege. Was mochten doch in so fremdem Lande die weißen Frauen wollen? Noch einige Wochen und Mobeka vernahm, daß man viele im Krieg mitgenommene Kinder diesen Frauen zur Erziehung übergeben habe, und daß dieselben in liebevollster Weise sich der Armen und Kranken in der Umgegend annähmen. Es schmerzte Mobeka, daß sie nicht einige Jahre jünger war, dann wäre sie gewiß auch dorthin gebracht worden.

Nach und nach verbreitete sich das Christentum auch in der Umgegend. Die Heiden wollten den Gottesdienst der Patres und weißen Frauen sehen und eilten Sonntags zur Kirche nach Bamania, die allerdings in den ersten Jahren nur ein aus Palmbältern geflochtenes Haus war. So ging auch Mobeka an Sonntagen, wenn die Zeit es ihr eben erlaubte, nach Bamania, hörte die heilige Messe und begab sich dann zur Katechese, die von einer Schwester an die aus der Umgegend herbeigekommenen Frauen und Mädchen erteilt wurde. Wäre sie frei gewesen, so hätte sie gebeten, als Arbeiterin auf der Mission leben zu dürfen, aber das Briefchen, das sie vom Staat empfangen hatte bei Antritt ihrer Dienstzeit, lautete auf fünf Jahre, und die waren noch lange nicht vorbei. Da kam der liebe Gott selbst ihrem Verlangen zu Hilfe. Im Kongoland brachen die Pocken aus, besonders an Plätzen, wo viele Neger dicht beisammen wohnten, so auch in Coquilhatville. Großes Elend kam über die schwarze Bevölkerung. Wer sollte sie pflegen? Viele Kranke begaben sich zu Verwandten oder Freunden in der Nähe, andere, die keine Verwandten hatten, wurden von ihren schwarzen Brüdern aus Furcht vor Ansteckung aus dem Hause

gewiesen in die Wildnis, wie es jetzt noch immer von den Negern geschieht. So erging es auch Mobeka, sobald man an ihr die Krankheit bemerkte. Keiner wollte sie aufnehmen.

Die Patres von Bamania gingen häufig nach Coquilhatville, um die Kranken aufzusuchen und die Sterbenden zu taufen. Sie hatten in Bamania, im Walde, zehn Minuten von der Station entfernt, ein Palmenhaus errichtet, falls die Seuche auch dort ausbrechen sollte, es waren schon einzelne Angesteckte aus der Nähe nach dort gebracht worden. Aber wer hätte alle die Kranken der Umgegend herbeiholen können? Die Neger weigerten sich, dieselben zu tragen, da sie große Furcht vor dieser tödlichen Krankheit haben.

Mobeka lag im Walde ohne jegliche Hilfe. Das Fieber verzehrte sie, aber keiner war, der ihr einen Schluck Wasser gebracht hätte. Abends, wenn es dunkelte, kroch sie auf Händen und Füßen aus der Wildnis zu den benachbarten Negerhütten und wartete den Augenblick ab, wo sie eine der Hütten leer glaubte, um nach Wasser zu suchen, um ihren glühenden Durst zu löschen.

(Fortsetzung folgt.)

Der geheimnisvolle Hase.

Eine Kiste von Europa! Die ganze Missionsstation ist in Bewegung, denn sie ist für die Kinder bestimmt. Was mag aus diesem Holzkasten alles herauskommen! O die guten Wohltäter in Europa haben doch an alles gedacht, selbst an Spielzeug für unsere Kleinen.

Das größte Interesse erregte der Osterhase, der sogar springen konnte. Einer der schlauen Jungens wußte bald Bescheid von dem Mechanismus und hatte nichts Eiligeres zu tun, als das geheimnisvolle Häschen auf der Straße springen zu lassen, als die alten Kaffernväter, bei Sonnenuntergang, mit Hacke und Beil von der Feldarbeit schweißtriefend nach Hause eilten.

Da, — ein lebloser Hase springt ihnen entgegen. — Unbeweglich von Schrecken und Grauen über das geheimnisvolle Ding bleiben sie stehen — endlich machen sie ihrem bangen Gefühl Luft mit dem Angstschrei: „Der Zauberer von Europa ist im Hasen versteckt — wer weiß, wie das noch ausgeht!“ Und wie lebende Hasen laufen sie den Berg hinab mit den Worten: „Gott schütze uns Herz und Haut vor dem geisterhaften Tier!“

Der Geist weht, wo er will.

S heute ist ein schulfreier Tag. Hinter jenen Bergen liegt ein Ahal, dahin wollte ich schon lange wandern. Eine Flasche Weihwasser, das zuweilen als Heilmittel für Seele und Leib dient, einige Früchte, etwas Brot, damit wandere ich meinem Ziele zu. Doch heute drängt es mich, wieder einmal den Weg, der am protestantischen Bethaus vorüberzieht, zu benutzen, denn gar oft hatte ich bemerkt, daß die Bewohner mich stille beobachteten, zuweilen auch freundlich grüßten. In der Nähe der Hütte spielte ein lustiger Knabe, der, wie ich später hörte, Samuel hieß. Schmetterlinge erhaschen oder bunte Raupen fangen, war sein Handwerk. Kaum sah er meinen weißen Schleier ausfleuchten, da eilte er im Sturmschritt auf die Hütte zu. „Vater, Vater, da kommt die Schwester.“ Sein Vater, der Besitzer des Bethauses, kam her aus und bat mich, bei ihm einzutreten. Einfach und sauber war seine Wohnung. Seine Kinderschar kam mir mit leuchtenden Augen entgegen und ein jedes reichte mir seine Hand. Alle hatten gleich das Kreuzchen auf meiner Brust entdeckt und mußten es befühlen; ich erzählte ihnen natürlich vom lieben Heiland, der am Kreuze hing. Ein kleines Mädchen hockte neben mir auf dem Boden und spielte mit den großen Perlen des Rosenkranzes, den ich am Gürtel trage. Für heute konnte ich die Neugierde der kleinen lieben Schar nicht länger mehr befriedigen, weil ich weiter reisen mußte. Noch öfter besuchte ich die protestantische Familie, besonders seitdem Samuel mein Schüler geworden war. Als kleiner Apostel eilte er zuweilen heim. In trauriger Abenddämmerung erzählte er seinem Vater, was er in der Schule gehört hatte: Vom lieben Jesuskinde, das in Bethlehem geboren, arm, verlassen nach Ägypten flüchten mußte, von Maria, der himmlischen Mutter, von ihrer Schönheit und Güte. Er schilderte unsere Kapelle mit den brennenden Lichtern, den duftenden Blumen und dem herrlichen Gesang. Sein Vater war ganz Ohr für seine kindliche Erzählungsweise. Zuweilen besuchte er selbst unsere Missionsstation und bat unsere lieben Kinder, auch einmal zu ihm zu kommen. Recht gern wanderten wir zum Bethaus. Der protestantische Prediger empfing die Mitschüler seines kleinen Samuel mit herzlichem Wohlwollen, teilte ihnen Früchte und allerlei Leckerbissen aus, so lange sein Vorrat reichte. Zum Dank sangen die Kinder religiöse Lieder. Eine Träne perlte in seinen Augen. In seinem Herzen wirkte die Gnade. Ich empfahl ihn innig dem göttlichen Herzen Jesu, dessen Werkzeug wir Missionarinnen sind. Der Heiland zieht die Seelen, wir aber müssen opfern und beten. Mein Vertrauen, daß er unser Gebet erhören werde, wuchs von Tag zu Tag; der regelmäßige Besuch unseres Gottesdienstes durch die Bewohner der Umgegend nahm immer zu. Die Frau und die Kinder des Predigers hatten volle Freiheit, zum Missionskapellchen zu kommen. Kamen sie heim, dann waren sie so erfreut, so selig leuchteten ihre Augen und sie konnten nicht genug erzählen von all dem Schönen bei den Schwestern.

Gottes Gnade wirkte langsam, aber sicher: der Prediger begann zu kränkeln; immer häufiger besuchte er uns und bat uns schließlich um Medizin. Jedesmal lud er auch unsere Kinderschar ein, zu ihm zu kommen. Bald konnte er nicht mehr ausgehen. Doch die lieben Missionskinder wollte er noch einmal in seinem Hause sehen, um sich an ihrem Glück zu laben und von den hellen Kinderstimmchen das Lob Gottes zu hören. Ich nahm Medizin, etwas Brot und

einige Früchte mit. Als wir uns seinem Hause naheten, kam er uns nicht wie sonst entgegen. In der Hütte fand ich ihn recht elend auf seiner Matte liegen. Er begrüßte mich wie immer recht freundlich; aus seinen Augen strahlte mir Herzensfreude entgegen. Er winkte mir zu, während er die andern bat, sich zu entfernen. Dann sprach er: „Schwester, heute will ich dir mein Geheimnis offenbaren. Ich will in eure Kirche aufgenommen werden, in eurem Glauben sterben. Es geht mit mir zu Ende. Darum hilf mir, unterrichte mich und sage mir, was ich zu tun habe. Halte es geheim, bis alles fertig ist, damit meine Glaubensgenossen mich nicht daran hindern und alles vereiteln. Bitte den Pater Missionar, daß er in den nächsten Tagen komme, denn schon lange verlange ich nach der heiligen Taufe und der heiligen Kommunion.“ Erfreut drückte ich ihm die Hand und versprach ihm, alles zu besorgen und für ihn zu beten. Die Medizin nahm er gerne an, und nachdem er sich körperlich etwas gelabt, erzählte ich ihm von den Wahrheiten unseres heiligen Glaubens. „Was könnte es für einen edleren Beruf geben als den, der Lichter zündet in dunklen Menschenseelen?“ möchte ich mit Paul Keller fragen. — Nun rief ich meine schwarzen Krausköpfchen wieder herein. Wir beteten und sangen schöne Lieder. Der Kranke dankte uns herzlich für den lieben Besuch. Freudig eilten wir heim. Mein Herz weilte schon beim eucharistischen Heiland, um ihm zu danken und für die teure Seele zu beten. Schon in den nächsten Tagen floß das Taufwasser über die Stirne des Kranken. Er erhielt den Namen Thomas. Nun verbarg er nicht mehr, daß er ein Kind der katholischen Kirche war. Sein Glück war zu groß, als daß er es nicht auch anderen mitgeteilt hätte. Nach einigen Tagen holte der liebe Heiland seine mit dem Gewande der Taufunschuld bekleidete Seele in das himmlische Jerusalem.

Schw. M.

Zwillinge.

Bei den Kaffern wird nach allhergebrachter Sitte bei Zwillingkindern das zweite als ein Unglückskind bezeichnet. Es besitzt kein Recht auf Elternliebe. Direkt töten darf der Kaffer nach englischem Gesetze das Kind nicht, er läßt es aber ohne alle Hilfe, so daß es in kurzer Zeit zugrunde geht. — Daß bei christlichen Kaffern ein solch heidnischer Aberglaube weichen muß, ist begreiflich. Zuweilen ereignet es sich, daß man den Schwestern ein solch armes Geschöpf anbietet.

Aus mehreren ein Beispiel: Aus einem benachbarten Dorfe der Station Reichenau meldete man uns, daß in einem Krале daselbst zwei Zwillingkinder waren, von denen man uns eines abtreten wollte. Eilig machten sich zwei Schwestern auf den Weg. Im Krал fanden sie das arme Würmchen, elend und verkommen. Das erstgeborene Kind hegte und pflegte die Mutter sorgsam. Tiefes Mitleid ergriff die Schwestern, sie nahmen das Kind und eilten heim. Zu Hause angelangt, suchte man das Kind im warmen Bade zuerst vom Unrate zu säubern. Bei

sorgfamer Pflege erholte es sich merkbar. Nach einigen Wochen kam die Mutter zufällig zur Station; die Schwester wollte ihr das Kind zeigen. Die Mutter aber wandte nur ein wenig das Haupt und warf einen scheuen Blick auf dasselbe, ja, zeigte nicht einmal das geringste Interesse dafür. Die Kleine erhielt bald darauf in der heiligen Taufe den Namen „Maria“ und schon nach wenigen Monaten führte es sein heiliger Schutzengel in die ewige Heimat. Wer weiß, ob nicht das verstößene Kind, weilend unter den Engeln, seinen grausamen Eltern die Türe des Himmels noch öffnet!

Schw. V.

Aus dem Kongoland.

Eines Tages vermifste ich in unserm Kinderkranken- zimmer den alten, aber ganz unentbehrlichen Pußeimer. Überall wird Nachfrage nach dem kostbaren Möbel gehalten, aber keines der Kinder will es gesehen oder genommen haben. Ich gebe endlich die Nachforschungen auf in dem Gedanken, daß der Eimer den Weg alles Vergänglichen gegangen sei.

Wochen vergingen, da kamen eines Tages unsere Kinder und erzählten, im Dorfe sei ein großes Fest, der Häuptling habe sich noch ein Weib genommen. Dieses Ereignis mußte natürlich gebührend gefeiert und mit süßem Bier begossen werden. Zur Festfeier gehörte auch ein Umzug. Schreiend und johlend zogen die Heiden unweit der Missionsstation vorüber. Unsere Kinder litt es nicht zu Hause, bittend kamen sie zu mir, sogar die kleinen Mädchen zupften mich an der Schürze und bestellten: „Mama, Mama, laß uns den Aufzug sehen.“

Sie waren noch nicht lange weg, da hörte ich ein ohrenbetäubendes Kindergeschrei: „Mama, o Mama, komm doch.“ Ich erschrak, in dem Gedanken, ob meinen kleinen Lieblingen wohl Gefahr drohe? Schnell trat ich vor das Haus. Da stürzten mir meine lieben Krausköpfchen, heftig mit den Händen fuchtelnd und atemlos, entgegen. Sie zerrten mich an der Schürze und am Habit, ihre Stimmchen überschrien sich: „So komm doch, Mama, und sieh.“

Da gab ich ihrem Drängen nach und ging mit ihnen den Weg entlang — und was sah ich da! Erst nur die schreiende und johlende Menge, aber dann, als mein Auge der Richtung folgte, nach welcher die Kinder zeigten, da sah ich, — ich traute meinen Augen kaum, — dicht hinter dem Häuptling einen baumlangen Kongonesen der an einer Stange triumphierend mein schon so lange vermifstes Inventar aus dem Kinder-

frankenzimmer trug. Ich war wohl ein wenig verblüfft über die Ehre, die unserm alten Puheimer zuteil geworden.

Andern Tages aber ging ich in Begleitung zweier Mädchen zum Häuptling des Dorfes. Nach endlosen Unterhandlungen und langem Hin und Her gab der Häuptling den entwendeten Gegenstand endlich großmütig zurück.

Schw. M. A.

Unsere Verstorbenen.

Der Todesengel hat wieder Rundschau gehalten und am 29. Dezember, noch vor Jahresluß, in St. Michael in Süd-Afrika, unsere Schwester M. Basilissa Falbrede (aus Schmachten-dorf, Rhld.) mitten aus ihrer segensreichen Tätigkeit herausgeholt. Am heiligen Weihnachtsfest beteiligte sie sich noch beim Gesang und fast bis zu ihrem Sterbetag bot sie ihre Liebesdienste an, wo es nur möglich war. Eine Lungenentzündung raffte sie schnell dahin. Der Schmerz um die teure Schwester war überaus groß, die Kinder weinten laut an ihrer Bahre und die ganze Missionsstation vermißt die stets diensteifrige, gute Schwester Basilissa! Sie war eine Missionarin in der Tat!

Dann suchte sich der Todesengel noch zwei junge Opfer in Europa, welche durch Leiden und Gebet das Wirken der Missionare unterstützten. Am Vorabend des Festes Mariä Lichtmess starb eines sehr erbaulichen Todes unsere Schwester M. Daniela Leyens (aus Elsenborn). Mit großem Eifer war sie in Neuenbeken in der ambulanten Krankenpflege tätig, bis ihre Kräfte versagten. Sie hatte nur noch einen Wunsch, im Mutterhaus zu sterben, was ihr auch gerne gewährt wurde, obwohl der Transport der armen Kranken, den unsere Ehrw. Mutter Generaloberin selbst übernahm, ein gewagter war. Das Glück und die Freude der armen Kranken waren groß und nun kannte sie nichts mehr als das Eine: Die Vorbereitung auf die Reise in die Ewigkeit.

Am 27. Februar folgte ihr ihre Leidensnachbarin, unsere Schwester M. Bertranda Reithmayr (aus Unterweißenbach in O.-Öst.) nach. Sie war eine Opferseele im wahren Sinn des Wortes, indem sie ihr Martyrium, ein langwieriges, schmerzliches Leiden, mit freudiger Ergebung für die Rettung unsterblicher Seelen ertrug und nichts anderes wünschte, als dem göttlichen Herzen Trost und Sühne bieten zu können.

R. I. P.



Dem heiligen Vater Joseph innigen Dank für seinen besonderen Schutz auf der Seereise. M. M. Paula.

Der lieben Gottesmutter und dem heiligen Vater Joseph innigen Dank für Erhörung in einem Anliegen. M. Th.

Dank dem heiligen Vater Joseph für Erhörung in schweren Seelenanliegen.

Die Erzbruderschaft v. kostb. Blute.

(Fortsetzung.)

2. Ewiger Vater, ich opfere dir auf, die Verdienste des kostbarsten Blutes Jesu, deines geliebten Sohnes und meines göttlichen Erlösers, für den Frieden und die Einigkeit der katholischen Könige und Fürsten, für die Demütigung der Feinde des heiligen Glaubens und für die Wohlfahrt des christlichen Volkes.

Ehre sei dem Vater usw. und hierauf das Schutzgebet:
Preis und Dank sei Jesu allezeit,
Der uns mit seinem Blute hat befreit.

3. Ewiger Vater, ich opfere dir auf die Verdienste des kostbarsten Blutes Jesu, deines geliebten Sohnes und meines göttlichen Erlösers, für die Erleuchtung der Ungläubigen, für die Ausrottung aller Irrlehren und für die Bekehrung der Sünder.

Ehre sei dem Vater usw. und Preis und Dank usw.

4. Ewiger Vater, ich opfere dir auf die Verdienste des kostbarsten Blutes Jesu, deines geliebten Sohnes und meines göttlichen Erlösers, für alle meine Verwandten, Freunde und Feinde, für alle Notleidenden, Kranken und Bedrängten und für alle, für welche du weißt, daß ich zu beten schuldig bin, und für welche du willst, daß ich bete.

Ehre sei dem Vater usw. und Preis und Dank usw.

5. Ewiger Vater, ich opfere dir auf die Verdienste des kostbarsten Blutes Jesu, deines geliebten Sohnes und meines göttlichen Erlösers, für alle diejenigen, die heute in das andere Leben hinübergehen werden, damit du sie von den Peinen der Hölle befreiest und so bald als möglich zu dem Besitz deiner Herrlichkeit zulassst.

Ehre sei dem Vater usw. und Preis und Dank usw.

6. Ewiger Vater, ich opfere dir auf die Verdienste des kostbarsten Blutes Jesu, deines geliebten Sohnes und meines göttlichen Erlösers, für alle diejenigen, die diesen großen Schatz von Herzen lieben, für alle, die mit mir in Anbetung und Verehrung desselben vereinigt sind, und endlich für alle, die sich bemühen, die Andacht zu demselben zu verbreiten.

Ehre sei dem Vater usw. und Preis und Dank usw.

7. Ewiger Vater, ich opfere dir auf die Verdienste des kostbarsten Blutes Jesu, deines geliebten Sohnes und meines gött-

lichen Erlösers, für alle meine geistlichen und leiblichen Bedürfnisse und zur Hilfe für die armen Seelen im Fegfeuer, besonders für jene, welche zu dem Kaufpreise unserer Erlösung und zu den Schmerzen und Peinen unserer heiligsten und geliebtesten Mutter Maria eine besondere Andacht hatten.

Ehre sei dem Vater usw. und Preis und Dank usw.

Hochgepriesen sei das heiligste Blut Jesu, jetzt und allezeit und in alle Ewigkeit. Amen.

Jesus! Maria! Joseph!

300 Tage jedesmal; vollst. Ablass einmal im Monat. Pius VII., 22. 5. 1817.

Gebete zur Verehrung des kostbaren Blutes Jesu Christi.

Aufopferung des kostbarsten Blutes.

Ewiger Vater, ich opfere dir auf das kostbarste Blut Jesu Christi zur Genugtuung für meine Sünden und für die Anliegen der heiligen Kirche.

Die Krone zu Ehren des kostbarsten Blutes.

V. O Gott, merke auf meine Hilfe.

R. Herr, eile mir zu helfen.

Ehre sei dem Vater usw.

Erstes Geheimnis.

Jesu hat sein kostbares Blut vergossen bei der Beschneidung.
Fünf Vaterunser und ein Ehre sei usw.

Wir bitten dich also, komm deinen Dienern zu Hilfe, die du mit deinem kostbaren Blute erlöst hast.

Zweites Geheimnis.

Jesu hat sein kostbares Blut vergossen bei seinem Gebete auf dem Ölberge.

Fünf Vaterunser und ein Ehre sei usw.

Wir bitten dich also, komm usw.

Drittes Geheimnis.

Jesu hat sein kostbares Blut vergossen bei der Geißelung.
Fünf Vaterunser und ein Ehre sei usw.

Wir bitten dich also, komm usw.

(Fortsetzung folgt.)



CARITAS BLÜTEN AUS DER MISSION



**SCHILDERUNGEN u. SKIZZEN AUS DEM
LEBEN DER MISSIONSSCHWESTERN
V. KOSTB. BLUT.**

HERAUSGEGEBEN VON DER GENERALLEITUNG DER
GENOSSENSCHAFT DER MISSIONSSCHWESTERN V. KOSTB. BLUTE.

Druck von B. Kühnens Kunstverlag, M. Gladbach.

Die Caritasblüten erscheinen viermal im Jahr. Der Preis pro Jahrgang beträgt 10 Mk. Der Reingewinn, der bei den hohen Druckkosten und dem teuren Porto äußerst bescheiden sein wird, soll zur Heranbildung von Missionschwestern beitragen.

Geldsendungen, Briefe usw. sind zu adressieren an die Versandstelle:

Missionshaus in Neuenbeken bei Paderborn.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Das kostbare Blut des Herrn	67
Alte Kinder	70
Mobeka, ein Opfer der Nächstenliebe (Fortsetzung)	71
Mariä Himmelfahrt	77
Aus den Reiseberichten unserer Ehrwürdigen Mutter General- Oberin	78
Weisheit der Aelinen	83
Die Wanderreisen im Kongoland	84
Kongonesisches Schulliedchen	89
Wozu ein altes Fernrohr noch dienen kann	90
Maria Theresia	91
Die Erzbruderschaft vom kostbaren Blute	95



Mit kirchlicher Genehmigung.

Das kostbare Blut des Herrn.

Meine Gedanken führen mich hinauf nach Kalvaria, und im Geiste sehe ich, wie Engel mit goldenen Bechern in der Hand das Kreuz umschweben, um das heilige Blut, das aus den klaffenden Wunden des Herrn träufelt, aufzufangen.

Ich sehe, wie die Engel nach dem Hinscheiden des Erlösers die Kelche tragen, weithin über die Erde, und das kostbare Blut ausgießen über jene, die durch Gottes Gnade dazu auserwählt sind.

Gewiß, alle sind durch Jesu Kreuzestod erlöst, allen ist die Himmelstür erschlossen, aber nicht alle werden im gleichen Maße der Früchte dieses Todes am Kreuze, der Segnungen des Erlöserblutes teilhaftig.

Nicht alle empfangen durch die Engel das Zeichen des Heiles mit dem Blut des Lammes an ihren Türpfosten.

* * *

Außer der Schar der Engel sehe ich auch böse Geister, wie sie hinschwirren durch die Lüfte und ihre Macht ausüben über jene, die nicht bezeichnet sind mit dem Zeichen der Erlösung. Tiefes Mitleid erfafst mich, wenn ich so viele sehe, die der Macht des Satans noch nicht entrisfen sind durch die Besprengung des Opferblutes.

Und dürstend von Verlangen späht mein Auge nach neuen Engeln, welche die Segnungen des Gottesblutes über die Unglücklichen ausgießen. Und freudig erblicke ich ganze Scharen von Missionaren, welche nebst der Verkündigung des Evangeliums durch Auspendung der heiligen Sakramente jene, die durch der Sünde Schlamm beschmutzt sind, mit dem Blute des Opferlammes besprengen, so daß sie dann weiß werden wie der Schnee.

Aber die Hände der Missionare reichen nicht hin, um alle mit den Segnungen des kostbaren Blutes zu beglücken, und Tausende sehe ich, die noch das Heil entbehren, das auch für sie über die Welt gekommen.

Und mit noch feurigerem Verlangen spähe ich nach neuen Engeln, weil ihrer nicht zu viel sein können, für die Zahllosen, die — noch nicht bezeichnet mit dem Blute des Lammes — umherirren, der List des Teufels zur Beute.

„Ach, Herr, ist denn für sie Dein kostbares Blut vergebens geflossen?“

Und konntest Du in Deiner Allmacht, Du, der Du die Herzen der Menschen in Deiner Hand hast, konntest Du nicht mit einem einzigen Akt deines göttlichen Willens all die vielen zum Fuß des Kreuzes führen, wo Dein heiliges Blut aus Deinen eigenen Wunden direkt auf sie herniederfließt und sie von allem Makel reinigt?“

Du antwortest mir, daß Du uns wohl ohne uns erschaffen, aber nicht ohne uns erlöst hast.

Du sagst uns, daß zum Erlösungswerke auch menschliche Mitwirkung verlangt wird, und zwar nicht allein von jedem für sich, sondern von allen für alle.

* * *

Wie kommt es, daß so viele der Segnungen des Kreuzesopfers noch nicht teilhaftig sind, daß das kostbare Blut sie von den Makeln der Sünde, die ihre Seele beflecken, nicht gereinigt hat?

Es kommt daher, weil niemand ist, der ihnen diese Segnungen offenbart, ihnen mitteilt, daß für sie das göttliche Blut am Kalvarienberg geflossen ist — es gebricht an Priestern, an Schwestern, welche die Aufgabe der Engel übernehmen —, oder es gebricht diesen an Gelegenheit, um das tun zu können, was sie nur durch anhaltende Mitwirkung der Gläubigen vermögen.

Ich erblicke lange Reihen von Missionären, Priestern, Ordensbrüdern und Schwestern, gehemmt in ihrem Wirken, weil sie die Mittel entbehren müssen, um ihre segensreiche Arbeit zu verrichten.

Ich schaue mit tiefem Weh, wie heilige Messen aufgeopfert werden, wie der Schatz der Kirche bereichert wird, wie die Kelche mit dem kostbaren Blut des Herrn bis an den Rand gefüllt sind, aber ach, ich sehe auch die Wege leer und einsam, auf welchen diese Schätze zu jenen geführt werden sollen, die sie nötig haben.

Wie viel Priester, wie viel Schwestern würden in die Mission gehen, wie viele die fruchtbarsten Gründungen zutage fördern, in einem Wort: wie viele würden den Segen des am Kalvarienberg geflossenen Blutes über die Häupter von unzähligen Heiden und Ungläubigen ausgießen können, wenn die Gläubigen sich durch die Liebe zum kostbaren Blut zu Taten antreiben ließen, wodurch die Missionen unterstützt würden, sei es durch Gebet, sei es durch Gaben.

* * *

Durch Gebet.



Kirchlein Regina coeli. Katecheten-Schule.

Ja, auch dein Gebet hat der Missionar, hat die Missionschwester nötig. Dein Gebet muß ihnen von Gott die Gnade erwerben, ihrem erhabenen Beruf stets treu zu bleiben und trotz aller Widerwärtigkeiten und scheinbarer Fruchtlosigkeit einer jahrelangen Missionsarbeit auszuharren, zu ihrer und anderer Heiligung.

Außer dem Gebete bedürfen sie aber auch Deiner Unterstützung im Zeitlichen. Sie tun das, wozu Du zum Teil verpflichtet bist, sie vertreten Dich sozusagen. Darum muß jeder Gläubige bestrebt sein, seine Hochschätzung für den Segen des kostbaren Blutes Jesu zu erkennen zu geben, indem er die Mühen unterstützt, die angewendet werden, um diesen Segen in weitere Kreise zu bringen.

Das ist die erste und tatkräftigste Weise, das kostbarste Blut zu verehren.

* * *

Durch die Ausgabe der Caritasblüten klopfen die Missionschwester vom kostbaren Blut auch an deine Tür.

Als neue Engel treten sie in die Reihe der Missionärinnen, und ihr Wirken hat bereits in Tausenden von heidnischen Herzen Freude und Frieden gesenkt. Millionen Hände strecken sich nach ihnen aus, um durch ihre Vermittlung die Segnungen des kost-

baren Blutes zu empfangen. Machtlos stehen die Schwestern so großer Not gegenüber.

Wie reich die Ernte auch sein möge, es gebricht an Händen, sie heimzuholen. Wie groß diese Schar neuer helfender Engel durch Gottes Leitung auch bereits geworden ist, immer flehen noch mehr um die Früchte der Erlösung. Der Priester führte sie ins Heiligtum, er ist jedoch ohne die Hilfe der Schwestern nicht imstande, was er gesät und gepflanzt, zum Gedeihen zu bringen.

So ist denn Hilfe nötig in dem Sinne, daß sich stets wieder neue Engel den andern anschließen und aus ihren Händen die Kelche empfangen, woraus sie die Segnungen des kostbaren Blutes über die Welt ausgießen.

Wer jedoch zu diesem Opfer nicht imstande, vom lieben Gott auch nicht dazu berufen ist, kann doch anderen dazu verhelfen, kann nicht allein durch Unterstützung, sondern auch durch seinen Eifer für die Mission diesen Beruf in anderen bestärken und zur Reife bringen.

So müssen wir alle das kostbare Blut durch tatkräftige Liebe verehren.

Dr. Titus Brandsma O. C.



Alte Kinder.

Vier bejahrte Deutchen, darunter ein Graubart von 70 Jahren, waren meine Schüler im Vorbereitungsunterricht zur heiligen Taufe, Beicht und Kommunion. Mit großer Spannung lauschten sie meiner Erzählung vom ersten Sündenfall. Ich erwähnte darin, daß der liebe Gott nicht viel verlangt hat, indem er Adam und Eva verbot, nur von einem einzigen Baum nicht zu essen.

„Nein, nein,“ sagte mein siebenzigjähriger Schüler, „das war doch schwer, sehr schwer; denn, Inkosazana, schau nur die Menschen an: Gerade nach dem, was verboten ist, gelüstet es sie am meisten.“ So ist der Mensch, und ich kann Adam und Eva ganz gut verstehen!“



Mobeka, ein Opfer der Nächstenliebe.

(Fortsetzung.)

In dieser großen Not war sie mit ihren Gedanken nur bei den weißen Frauen in Bamania. O, niemand würde sie jetzt vermissen! Wäre nur der Weg nicht so weit gewesen! Sie nahm sich vor, sobald die Krankheit sich zum Bessern wenden und sie etwas Kraft verspüren würde, all ihre Kräfte aufzubieten, um Bamania zu erreichen. Endlich legte sich das Fieber. Mobeka konnte wieder etwas Nahrung zu sich nehmen; aber was war es, das ihr zur Speise diente? Überbleibsel von Maniokwurzeln, die sie abends in der Nähe der Hütten fand, oder etwas Mais, den sie sich vom nächsten Felde holte. Langsam kamen die Kräfte soweit zurück, daß sie es wagen durfte, den zwei Stunden weiten Weg nach Bamania zu machen. Allerdings gebrauchte sie fast einen ganzen Tag, bis sie endlich die Station erreichte. Todmüde langte sie am Abend an, blieb in einiger Entfernung vom Kloster stehen und bat eines der vorbeigehenden Mädchen, einer Schwester zu melden, daß eine Kranke sie zu sprechen wünsche. Die Schwester kam herbei, und Mobeka erzählte nun ihre ganze Not und das äußerste Elend, in dem sie gewesen; dringend bat sie, nicht wieder weggesendet zu werden, irgend-ein Winkelchen, wo sie sich aufhalten könne, wäre ihr gut genug, bis sie ganz genesen sei. Gerne wolle sie all ihre Kräfte der Mission weihen. Die Schwester sprach ihr liebevoll tröstend zu und nahm sie dann mit in das Krankenhaus für Pockenleidende; denn bei den Kindern durfte sie noch nicht untergebracht werden, da diese Krankheit im letzten Stadium die größte Ansteckungs-gefahr in sich birgt. Mobeka blieb noch wohl 14 Tage im Krankenhaus. Hier hörte sie die Grundwahrheiten des Christentums erklären; und was sie in den Katechesen am Sonntag, denen sie höchst selten hatte beiwohnen können, nicht verstanden hatte, wurde ihr jetzt deutlich. Es kam ja zuweilen vor, daß die Priester einem Kranken die Nottaufe erteilten, und dann wurden immer wieder die Hauptwahrheiten von dem unendlich gütigen Gott und seinem Sohne, der für uns am Kreuze starb und dessen Blut die Seele in der Taufe wäscht, wiederholt. Da erinnerte sie sich denn wieder lebhaft ihrer verstorbenen Mutter, und unaufhörlich verfolgte sie der Gedanke: „Aber wo mag die Mutter



Eily Carey.

Hat sieben Jahre die Schulen unserer Schwestern in Mariannahill besucht und ist jetzt Lehrerin und Stenographistin.

sein? Ihre Seele ist nicht gewaschen durch die Taufe; konnte sie nun doch in den Himmel kommen, wovon die weißen Priester erzählten?“ Eines Tages wagte sie es ganz schüchtern, dem Vater von ihrer Mutter zu erzählen, wie sie immer so gut gewesen sei, welche Ermahnungen sie Mobeka zuletzt gegeben habe und wie sie kurz vor ihrem Tode einen so merkwürdigen Traum gehabt habe. Tiefaufatmend fragte sie dann: „Was meinst du, Vater, wo wird meine Mutter sich jetzt befinden?“ — O, welche Wonne durchströmte ihr Herz, als der Vater ihr versicherte: „Fürchte nichts, Mobeka; der gute Gott nimmt den Willen für die Tat an. Schau, deine Mutter hätte sich ja taufen lassen, wenn nur ein Priester da gewesen wäre; nein, wenn sie so brav gelebt hat, ist sie nicht verloren, sondern bei Gott im Himmel, wo du sie einst wiederfinden wirst.“ Nun wurde Mobekas Eifer noch größer. Zu ihrer Freude wurde sie zu den Kindern gebracht, mit denen sie dem gemeinschaft-



Kinder einer katholischen Negersfrau, die bei unsern Schwestern in Mariannhill erzogen wurde, jetzt in Johannesburg eine glückliche Familienmutter ist und ein Kolonialwarengeschäft führt.

lichen Unterrichte beiwohnte und Haus- und Gartenarbeiten verrichtete. Es waren Kinder von den verschiedensten Altersstufen, meist Waisen, deren Eltern im Kriege getötet worden waren. Da gab es Kleine von einigen Monaten an und größere bis zu sechs Jahren, die unter der Aufsicht einer eigenen Schwester standen. Dann war da eine andere Abteilung, die Sechs- bis Zwölfjährigen, welche täglich einige Stunden Schulunterricht hatten und die übrige Zeit hindurch mit kleineren Handarbeiten beschäftigt wurden; endlich kamen die erwachsenen Mädchen, zu denen nun auch Mobeka gehörte. Diese wurden abwechselnd, wochenweise im Garten, in der Küche, in der Näherei, oder bei der Wäsche beschäftigt. Mobeka ging mit einer Freude an die Arbeit, die Verwunderung hervorrief.

Die Pockenkrankheit brach nun auch in der Nähe von Bamania aus, und die Krankenschwester hatte in ihrem Hospital immer mehr zu pflegen, so daß sie die Arbeit allein nicht mehr bewältigen konnte.

Sie beschloß, eines der älteren Mädchen zur Hilfe zu nehmen, und zwar eine, welche diese Krankheit früher schon gehabt hatte, weil eine solche sich vor neuer Ansteckung nicht zu fürchten brauchte. Aber dieses Liebeswerk sollte ein freiwilliges sein. Sie fragte eines Tages die älteren Mädchen, wer von ihnen geneigt sei, aus Liebe zu Gott sich der Pflege der Pockenkranken zu widmen. Bevor noch eine derselben antworten konnte, drängte sich Mobeka herbei, flehend rufend: „O, bitte, Mutter, nimm mich dazu. Ich kann dadurch dem lieben Gott Dankbarkeit beweisen, daß er mich aus so großem Elend errettete und mir den Weg in euer Haus zeigte!“ Die Schwester war froh, eine so bereitwillige Gehilfin gefunden zu haben, und so gingen nun täglich beide zusammen zur Pflege der Kranken. Mobeka war so eifrig und zuverlässig, daß man, als die Krankheit nachließ, ihr die Besorgung der Kranken allein anvertrauen konnte.

Nach und nach wurde das Haus leer. Die Epidemie hörte auf; manche waren gestorben und im Urwald begraben, die Genesenden wurden entlassen und dann das Haus angezündet, weil es ja für andere Kranke nicht mehr zu gebrauchen war. Aber Mobeka hatte sich als Krankenpflegerin so erprobt, daß die Krankenschwester sie gern zur Hilfe ins Hospital der Schlafkranken nehmen wollte, und das Negermädchen nahm auch dieses mit der größten Begeisterung an. In ihrem Herzen lebte nur Dankbarkeit, innigste Dankbarkeit gegen Gott und die guten Schwestern; jede Gelegenheit, diese zu bekunden, nahm sie wahr. Das Hospital der Schlafkranken war wohl 20 Minuten von der Mission entfernt. Es war dort ein kleines Negerdorf gewesen, dessen Einwohner meist von der Seuche hinweggerafft waren; die Übriggebliebenen hatten das Dorf verlassen und die Hütten gegen eine Vergütung den Patres zur Verfügung gestellt, welche nun diejenigen, die in der Mission von dieser unheilbaren Krankheit befallen wurden, dorthin brachten, um die andern vor Ansteckung soviel wie möglich zu schützen; ein schmaler Pfad durch den Urwald führte dorthin. Die Schwester, welche mit der Pflege der Kranken betraut war, mußte eine Begleiterin haben, auch für das Heben und Umbetten der Kranken war Hilfe nötig. So war Mobekas Bereitwilligkeit, zu helfen, höchst willkommen. Allerdings mußte das Mädchen gewärtig sein, die so gefürchtete Krankheit auch zu bekommen; denn die Ansteckung erfolgt bekanntlich durch den Stich der

Ise-tse-Fliegen, welche in der Nähe dieser Kranken immer zu finden sind. Auch ist die Hilfeleistung sehr gefährlich, da von dem Ausfluß, der bei den Kranken aus Nase, Mund und Ohren kommt, leicht etwas in eine etwa an der Hand der Pflegerin befindliche Wunde geraten kann.

Die Schwester machte Mobeka darauf aufmerksam, daß sie ihr eigenes Leben aufs Spiel setze, indem sie diesen Kranken diene. Doch die opferwillige Negerin antwortete dann jedesmal: „Tut ihr dies denn nicht auch? Mir liegt nicht viel daran, wenn ich sterbe, wenn ich nur getauft werde; denn dann hoffe ich, meine gute Mutter wiederzufinden.“

Es läßt sich denken, daß Mobeka auch eine eifrige Schülerin im Religionsunterricht war; ja, es war ihr mit dem Unterricht nicht genug, sondern sie hatte nun auf dem Hin- und Herwege zum Hospital die schönste Gelegenheit, die Schwester um dieses und jenes zu fragen, das sie nicht verstanden hatte. Die Schwester antwortete ihr mit größter Freude, und so wurden diese Wege zum Krankenhaus allmählich zum Lernen des Katechismus benutzt; denn immer näher rückte die Zeit heran, wo Mobeka das ungefähr zweijährige Katechumenat beendigt hatte. Dann fand allgemeine Prüfung statt, und wer diese gut bestand, wurde zur heiligen Taufe zugelassen. Mobeka wollte zu denen gehören, die im Katechismus ein „gut“ erhielten und so ging Tag für Tag die Bitte: „Schwester, hör doch wieder die Fragen aus dem Katechismus ab!“ bis sie alles ohne Stocken hersagen konnte.

Einst wurde zum Hospital eine Frau aus einem benachbarten Dorfe gebracht, welche vom langen Liegen eine entsetzliche Wunde erhalten hatte. Die Schenkelknochen lagen fast bloß, so waren die Muskeln weggefaßt, und die Maden fielen nur so heraus, als man die Arme brachte. Der Priester hatte sie so elend im Heidentorf gefunden, sie gleich auf den Namen „Maria“ getauft und ins Hospital befördern lassen. Wie es gewöhnlich geschieht, wenn bei Schlafkranken solche Wunden vorkommen, war auch bei dieser Frau der Verstand zurückgekehrt und vom Schlafen wegen der großen Schmerzen wenig Rede mehr. Lange Wochen litt die Arme. Die Schwester hatte täglich die Wunde zu reinigen und zu verbinden, und Mobeka leistete ihr dabei Hilfe. Die Kranke litt mit großer Geduld; der Gedanke, daß sie bald in den schönen Himmel komme, womit die Schwester sie tröstete, gab ihr immer neue Kraft. Eines Tages sagte die Schwester



Heidnische Ansiedlung, Natal.

zu Mobeka, als sie gerade mit Pflegen der Wunde beschäftigt waren: „Schau einmal, Mobeka, wie glücklich diese Frau ist. Sie ist getauft: die kleinen Fehler, welche noch an ihr haften, werden getilgt durch dieses Leiden; wenn sie stirbt, kommt sie sofort in den Himmel, während wir andern erst noch im Fegfeuer büßen müssen.“ Das Negermädchen schaute die Schwester groß an und sagte: „Schwester, ist das wahr? Dann wünsche ich mir vor meinem Tode auch solch eine Wunde!“ Dieser Wunsch kam ihr von ganzem Herzen, und wir werden später sehen, wie der liebe Gott ihn wirklich erfüllte.

Der Prüfungstag für die heilige Taufe kam heran und Mobeka wurde, weil sie so fleißig und brav war, auch dafür aus-ersehen. O welche Freude! Wie langsam verstrich die Zeit, bis endlich der heilige Karfreitag anbrach, der für die Aus-spendung des heiligen Sakraments bestimmt war. Endlich kam der glückliche Morgen. Mobeka, wie die andern Mädchen mit weißem Stoff bekleidet, den Kopf geschoren, trat zum Tauf-brunnen und erhielt den Namen Kaveria. Als sie nach Hause zurückkam, sah man die reinste Seligkeit aus ihrem Angesicht strahlen. Am Nachmittag machten die Täuflinge, wie es Sitte war, mit der Schwester einen kleinen Spaziergang. Man ging in den weißen Kleidern zum benachbarten Heidendorf, kaufte

dort Zuckerrohr und ließ sich dieses auf dem Heimwege recht munden. Es geschah dieses sowohl, um den Kindern eine Freude zu bereiten, als auch, um die Heiden anzulocken. Bei dieser Gelegenheit sagte Xaveria zur Schwester: „O wie selig ist es, ein Kind Gottes zu sein. Ja, heute möchte ich gern sterben!“ Doch der liebe Gott hatte ihr, obgleich er sie nur wenige Jahre nach der heiligen Taufe abrufen wollte, eine herrliche Krone bestimmt, welche sie sich erst verdienen mußte.

(Fortsetzung folgt.)



Mariä Himmelfahrt.

Jubelt, ihr Himmel,
Jauchzet, ihr Engel,
Lobet und preiset die himmlische Frau!
Schön wie die Sonne,
Selig von Wonne,
Strahlet die Holde in himmlischer Au.

Sieh, wie sie eilet,
Sehnend verlangend,
Hin zu dem teuersten göttlichen Sohn!
Der sie begrüßet,
Der sie umschließet
Und ihr bereitet den ewigen Thron.

Schau, wie Gott Vater
Liebend sich neiget,
Wie er sie schmücket mit himmlischer Pracht!
Wie er verleihet,
Wie er ihr weihet
Mit seinem Geiste fürbittende Macht!

Herrin des Himmels,
Fürstin der Engel,
Blicke hernieder ins irdische Tal!
Zieh uns nach oben,
Daß wir dort loben
Dich und dein Kindlein im himmlischen Saal.

m. s.



Aus den Reiseberichten unserer Ehrwürdigen Mutter General-Oberin.

Die glückliche Ankunft unserer Ehrwürdigen Mutter in Mariannahill meldeten wir in der letzten Nummer unseres Blattes. Es war Aschermittwoch — ein Tag, der sich wenig eignet, um der Freude, die ein solches Wiedersehen von Mutter und Kindern nach zwölfjähriger Trennung bietet, freie Bahn zu lassen. Dafür entschädigten sich die Schwestern in den darauffolgenden Tagen in kindlicher Weise.

Bald aber drängte sich die Arbeit heran, und die Behandlung wichtiger Angelegenheiten im Zentralhaus ließ nicht viel Zeit zur nötigen Erholung von der beschwerlichen Reise. Die Kunde, daß Ehrwürdige Mutter gelandet sei, drang hinaus in die weit entlegensten Stationen und bald verlangte man überall die „Mutter“ zu sehen.

Dank den Mitteilungen, welche uns Ehrwürdige Mutter teils selbst, teils durch ihre Begleiterin zukommen läßt, können unsere „Caritasblüten“ von manchen Erlebnissen der beiden Reisenden plaudern und unsere verehrten Leser in das Innere Afrikas führen:

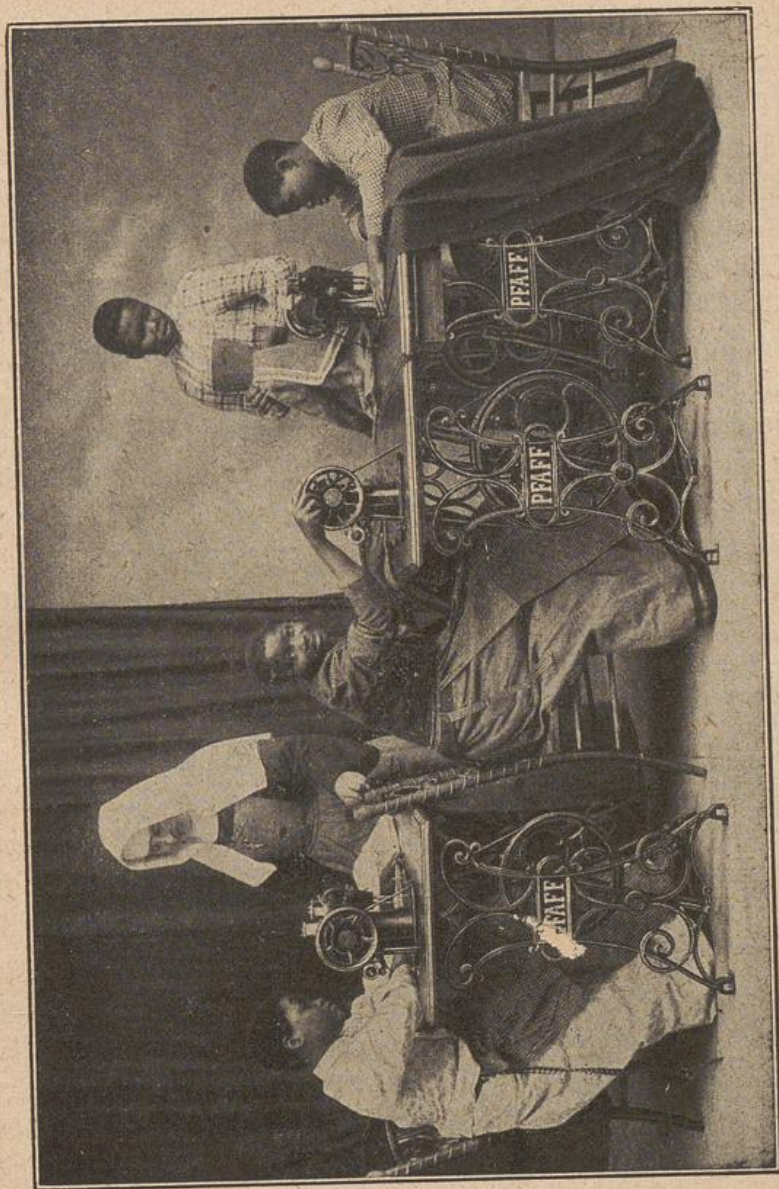
Missionsstation Kevelaer, 18. 5. 22.“

„Am 25. April, dem sogenannten Markustag, begannen wir unsere Rundreise. Im naheliegenden Pinetown erreichten wir abends 8 Uhr den Schnellzug der Linie Durban — Johannesburg. Da es Nacht war, konnten wir die afrikanische Landschaft nicht im Licht der Tropensonne betrachten, dafür aber lockte der prachtvolle Sternenhimmel mit seinem dort bekannten Südkreuz unsere Blicke an sich und erfüllte das Herz mit Bewunderung, Dank und Freude über Gottes staunenswerte Allmacht und Güte. An Schlaf war ja auch nicht zu denken, denn bei allem Fortschritt, den die Kultur im Innern Afrikas schon gemacht hat, verrät das Rütteln der Eisenbahnwagen deutlich, daß diese eben auf afrikanischem Boden rollen, welcher der Wildnis entwuchert werden muß.

Gegen Mitternacht kündete uns ein außergewöhnliches Lärmen und Plaudern das Nahen einer bedeutenden Halle an; es war Pieter-Maritzburg.

Um 6 Uhr morgens lief schon unser Zug in Ladysmith ein, einem sonst kleinen, unbedeutenden, im Burenkrieg aber berühmten

gewordenen Städtchen. Gegen 9 Uhr trafen wir in Besters ein, wo der Wagen der Missionsstation St. Joseph schon auf uns wartete. Eine große, weite Ebene dehnte sich vor unsern Blicken aus: Ansehnliche Viehherden auf schönen Weideplätzen,



Schwarze Mädchen in der Nählschule.

dazwischen hie und da ein Bauernhaus, zuweilen Flächen mit langem Deckgras, dann wieder sanfte Hügel, die mit großen und kleinen Steinen wie besät sind. Der Boden ist wohl fruchtbar, aber nicht geeignet für Holzwuchs. Die Station kann kaum so viel Bäume ziehen, daß sie das notwendigste Brennholz haben

könnte. Die Eingeborenen sammeln Kuhdünger, legen denselben wie Torf zusammen, um damit ihre spärliche Nahrung zu kochen; auch brauchen sie zu diesem Zwecke langes, trockenes Gras. Der guten Weideplätze halber gibt es viel Vieh: Pferde, Kühe, Schafe usw., jedoch fehlt es auch nicht an Seuchen verschiedener Art, welche fast jährlich wiederkehren und denen manches Tier zum Opfer fällt.

Gegenwärtig ist die Lage der Farmer eine sehr gedrückte, da sie die Waren teuer bezahlen müssen und für ihre eigenen Produkte, besonders fürs Vieh, unbedeutenden Erlös haben. Wir besuchten hier eine holländische Familie, welche seit dem Burenkrieg dort wohnt; sie klagte sehr über schlechte Zeiten und würde gerne ihre Farm verkaufen, weil sie bei den jetzigen Verhältnissen nicht davon leben könnte. So machen sich die Folgen des Weltkrieges auch im Süden Afrikas fühlbar.

Gegen 10 Uhr kamen wir auf der Station an. Die hochwürdigen Väter, der einzige Bruder, die Schwestern und etwa 130 Schulkinder begrüßten uns in der Nähe der Kirche. Ein zwölfjähriger Junge trug sogar eine kleine Begrüßung in englischer Sprache vor, und ein kleines Mädchen überreichte mir einen Blumenstrauß. Dann sangen die Kinder in verschiedenen Abteilungen einige heitere Liedchen. Zum Abschiede ließen sie es sich nicht nehmen, ihre wenigen Sparpfennige zusammenzulegen, „denn,“ so sagten sie, „wenn die Ehrwürdige Mutter so viel Geld ausgeben mußte, um uns zu besuchen, wollen wir auch einen kleinen Beitrag dazu geben.“ Man sieht, daß auch in den Bewohnern des dunklen Erdteiles ein gefühlsvolles, dankbares Herz schlägt. Möge doch bald allen diesen armen Eingeborenen das wahre Glaubenslicht leuchten!

Und wie sieht es auf unserer Station aus? Die Wohnungen sind sehr ärmlich und primitiv. Der liebe Heiland wohnt in einem Blechhause, das den Namen „Kirche“ nicht verdient. An die Sakristei schließt sich ein kleines Zimmerchen an, das den R. Pater Superior beherbergt. Ebenso ärmlich ist die Wohnung der Schwestern.

Die Tage sind heiß, die Nächte kalt. Im Winter gibt es leichten Frost, mitunter auch etwas Schnee; im Sommer schwere Gewitter, noch vor kurzem erschlug der Blitz drei Ochsen, welche in der Nähe des Drahtzaunes sich gelagert hatten, dazu vernichtet schwerer Hagel oft die Ernte.

Das Missionieren ist äußerst schwierig. Die Eingeborenen werden von den Europäern stets mehr verdrängt, so daß der Missionar immer weiter herumreisen muß, um seine Schäflein aufzusuchen. Er hat 20 verschiedene Nebenstationen, wo er seine Christen unterrichtet, ihnen die heiligen Sakramente spendet und den Gottesdienst hält. Einzelne Neuchristen sind 20—30 Meilen und auch noch weiter von der Hauptstation entfernt. Auf dieser letzteren befinden sich 70—80 Kostschüler, auch einige kleine Kinder und kranke Frauen.

Wir hielten uns nur drei Tage auf und reisten von hier wieder über Besters—Ladysmith zurück, um nach Ratschik zu kommen. Dabei berührten wir die Station Weenen, einen Platz, wo vor etwa 77 Jahren viele holländische Familien von dem grausamen Zulukönig Dingane hingemordet wurden. Dann kam Elandslaagte, dessen Name ebenfalls an die Not und das Elend erinnert, das unsere tapferen Holländer hier gelitten haben.

Auf manchen Hügeln sieht man noch Gräber und Denkmäler, deren Entstehen aus den Gefechten der Buren und Engländer stammt. Viel haben diese ersten Ansiedler hier durchgemacht, aber heute sind sie frei, und in jedem Wartesaal, in jedem Eisenbahnwagen ist die holländische Sprache ebenso vertreten wie die englische. Unsere letzte Station war Waschbank; dort holte uns ein zweirädiger, mit Mauleseln bespannter Wagen ab. Diese Tierchen waren aber nicht geneigt zum Laufen und der Fuhrmann selber konnte sie trotz seines vielen Treibens fast nicht dazu bringen. Er tröstete uns damit, daß die Esel wohl schneller laufen würden, wenn sie einmal auf die Ebene kämen, aber er hatte sich geirrt; nun dachte er, sie würden sich wenigstens auf der zweiten Hälfte des Weges beeilen, heim zu kommen. Doch nein, Esel sind Esel und ändern ihre Natur auch nicht unter der afrikanischen Sonne! Ob sich die beiden Langohre wohl schämten, weiß ich nicht, aber sie hielten oft den Kopf gesenkt und gingen langsam und bedenklich; ihr Ziel erreichten sie doch, denn sie brachten uns nach Ratschik gegen drei Uhr nachmittags.

Das ist eine unserer ältesten Stationen am Fuße eines hohen Berges, der ganz vom Urwald bedeckt ist und Hlatikulu (d. h. großer Wald) genannt wird. Hier hat die Mission eine große Kostschule und, etwa eine Stunde von der Station entfernt, eine Tageschule mit 70—80 Kindern.

Das Missionieren ist auch hier nicht leicht, weil die Christen in weiter Entfernung von einander wohnen. Katschik hat eine große, schöne Kirche, auch die Wohnhäuser sind besser eingerichtet als in St. Joseph. Es gibt hier gute Weideplätze, die Felder jedoch liegen sehr tief, insofgedessen die ausgestreckte Fläche bei den im Frühjahr eintretenden Regengüssen mehr einem See als einem Maisfeld gleicht; so hat im vergangenen Frühjahr erst der starke Regen und dann die anhaltende Dürre die diesjährige Ernte verdorben. Und die Frage, was die vielen armen Kinder essen sollen, weiß der hochwürdige Vater Superior heute noch nicht zu beantworten. Möge der liebe Gott weiter helfen, wie er bis jetzt geholfen hat.

Am 5. Mai traten wir die Rückreise an und kamen am nächsten Tag abends 6 Uhr nach Mariathal. Diese Station ist eine der ersten, welche noch von unserm hochseligen Vater Stifter (Abt Franz) gegründet wurden. Hier gibt es ebenfalls eine große Kostschule und, einige Stunden von der Station entlegen, noch drei Tageschulen. In der Nähe von Mariathal wird für unsere alten und franken Schwestern ein Sanatorium gebaut; hier ist ein sehr gesundes Klima: gute Luft, im Sommer nicht zu heiß und im Winter nicht zu kalt. In Natal kann man nämlich drei verschiedene Klimazonen unterscheiden: an der Küste herrscht große Hitze, im Zentrum gemäßigtes Klima und in der Nähe der Drakensberge, gegen Westen, nicht selten Eis und Schnee. Nicht weit vom Sanatorium ist ein kleines Städtchen, Tzopo genannt. Es ist hier ziemlich guter Boden, auf welchem mit Vorliebe das Wattelholz wächst, wenn es gut gepflegt wird; die Farmer pflanzen große Wälder davon an; die Rinde wird zum Gerben verwendet und das Holz dient für provisorische Bauten und als Brennmaterial. Auch Obst und Wein und vielerlei Gemüse gedeihen hier. Urwälder gibt es in dieser Gegend nicht; die schwarze Hausfrau holt ihr Brennholz auf der Station oder beim Farmer und trägt es auf dem Kopfe heim in ihre Hütte.

(Fortsetzung folgt.)



Heiteres.

Die Schwester macht die Runde bei ihren Schülerinnen in der Stickerei. Anna hat ihr erstes Blümchen in der Arbeit und nadelt emsig darauf los. „Aber Kind,“ sagte die Schwester, „die Blume wird ja so rauh wie Esaus Hand!“ „Ja, Schwester,“ war die prompte Antwort, „das ist auch mein Erstgeborner!“



Am Spinnrad mit afrikanischer Wolle.

Weisheit der Kleinen.

Wls mich einst auf einer meiner üblichen Missionswanderungen die Umstände in eine peinliche Verlegenheit führten, überlegte ich hin und her, was zu tun sei. Meine Begleiterin, eine kleine Neuchristin, bemerkte das und sagte plötzlich: „Schwester, warum bist du so unschlüssig? Und ganz ernst fügte sie bei: „Bist du etwa noch nicht gefirmt?“ Als ich, erstaunt über die Frage, nicht gleich antwortete, sagte die Kleine: „Wenn nächstens der Hochwürdigste Herr Bischof kommt, mußt du dich aber firmen lassen!“ „Warum?“ sagte ich. „O,“ entgegnete die junge Negerin, „das weiß ich aus eigener Erfahrung. Früher, als ich noch nicht gefirmt war, erging es mir oft, recht oft so, wie es dir heute ergeht. Aber seitdem ich den Heiligen Geist empfangen habe, weiß ich immer das Richtige, darum rate ich dir, laß dich bald firmen. Das heilige Sakrament wird auch an dir seine Wirkung ausüben,“ und freudestrahlend fügte die um mich bekümmerte kluge Kleine noch hinzu: „Du wirst dann in allem Erfolg haben, und der Heilige Geist wird dir stets das Richtige eingeben.“

Schwester M. F.

Die Wanderameisen im Kongoland.

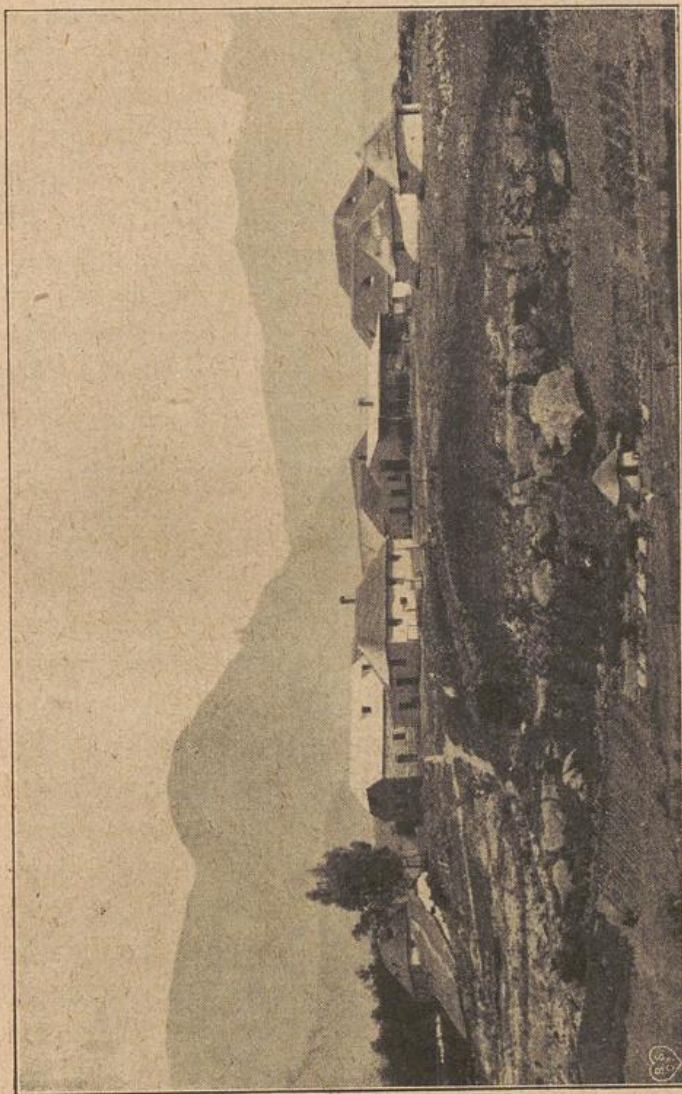
S heute lade ich meine lieben Leser ein, mit mir einen Ausflug in den Kongonesischen Urwald zu machen und einen Zug Wanderameisen zu beobachten. — Unter einem morschen Baumstamm kommen sie aus der Erde hervor, aber wir sehen sie nicht in wilder Unordnung, o nein, als bestgeordnete Prozession. Zu sechs bis zehn in einer Reihe spazieren die kleinen bräunlichen, $\frac{1}{2}$ cm großen Ameisen ihres Weges, vielfach jede mit einem Ei beladen, dicht hintereinander, Reihe an Reihe, — nicht Tausende, nein Millionen und Milliarden kommen aus dem Erdboden heraus.

Und was ist das? Da erscheinen ja auch große Ameisen, über 1 cm lang, mit gewaltigen Zangen, und stellen sich als schirmende Wächter an beiden Seiten des Zuges auf, ihre großen Zangen über die kleinen Ameisen haltend und sie so gegen jede feindliche Einwirkung schützend. Teilweise laufen sie immer neben dem Zuge her und voraus, um dann eine Gasse und zugleich eine schirmende Mauer zu bilden und die anderen durchzulassen.

Wie lange mag's dauern, bis der Zug zu Ende ist? Ja, das Stehenbleiben möchte allzu lange dauern, denn es wird nach einer Stunde noch kaum eine Verminderung wahrzunehmen sein. Und wohin geht es? Ja, wer mag ihnen den Weg zeigen? Entweder geht es an einer anderen Stelle wieder in die Erde hinein, um eine neue Wohnung anzulegen oder einen Festschmaus zu halten, wie wir dies z. B. monatelang beobachten konnten, wo sich die Prozessionen alle paar Tage zu einem Plaze bewegten, wo wir einen unserer Esel begraben hatten, oder der Zug geht auf irgendeine Gebäulichkeit los, wo sie jedenfalls der Geruchssinn hinführt, z. B. auf den Hühnerstall oder die Küche, oder eine Vorratskammer, wo Fleisch oder Palmöl aufbewahrt wird usw. Haben dann die ersten im Zuge etwas Leckeres entdeckt, so fangen sie an zu schmausen, und alle Folgenden versammeln sich bei dem Gegenstande, der vertilgt werden soll, bis Millionen und Milliarden zu dicken Klumpen daran hängen, und erst wenn alles aufgezehrt ist, ziehen sie ihres Weges weiter. Wie manchesmal haben sie unsern Hühnerstall überfallen, in welchem sie sich dann zerstreuten, so daß der ganze Boden bedeckt war, und jedes kleine Hühnchen, daß noch nicht auf die Stange fliegen kann, wo etwas mehr Schutz ist,

fällt ihnen zur Beute, ja oft findet man am Morgen das alte Huhn mit all den Küchlein so vollständig aufgezehrt, daß nur noch einige Knöchelchen übrig sind.

Was kann man zum Schutze tun? Wenig; große Sauberkeit im und um den Stall herum hilft wohl etwas, schützt aber nicht



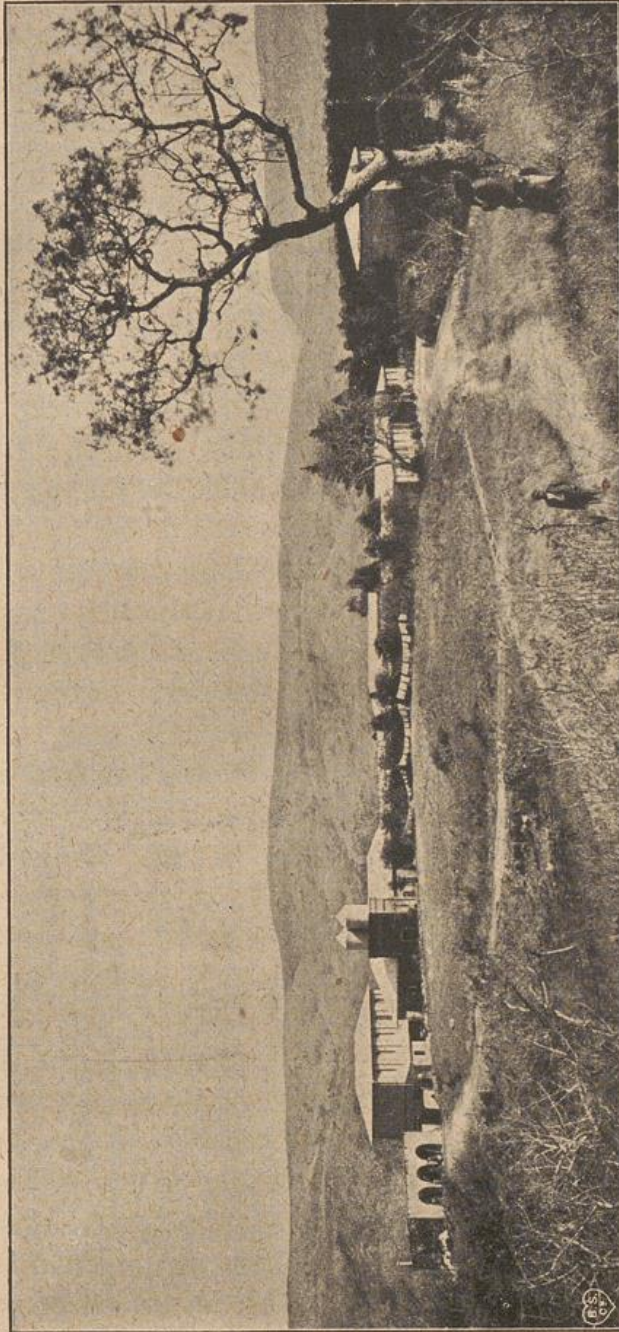
Missionsstation Mariageh.

immer. Die Neger legen wohl eine Menge großer Blätter um den Stall; denn wenn die Ameisen in Prozession kommen, so vermeiden sie darüber hinzuziehen, weil ihre Reihen zuviel in Unordnung geraten würden. Auch holen die Eingeborenen, wenn die Ameisen bereits in den Stall einzudringen beginnen, das Nest der Waldameise, das von Tausenden dieser Tierchen bewohnt

ist, und werfen es hinein, und die Wanderameise, die sich mit dieser nicht verträgt, nimmt den Rückzug. Ebenso begießt man sie mit kochendem Wasser, oder wirft glühende Kohlen dazwischen; doch dieses hat nur für Augenblicke Erfolg. Das Beste ist, zur Regenzeit, wenn diese Züge stattfinden, sehr wachsam zu sein; wie oft haben wir wochenlang alle kleinen Hühnchen abends in einen Raum unseres ein Meter über dem Erdboden erbauten Steinklosters getragen, oder haben nachts einmal nachgesehen, ob alles im Stall und um denselben herum noch in Ruhe war. Aber wenn man in den Stall eindringen und retten muß, wenn alles schon überfallen ist, so heißt das, keinen kleinen Opfermut an den Tag legen. Denn man kann nicht eine Sekunde still stehen bleiben, sondern muß springen und hüpfen, heraus und wieder hinein, dann die Hühnchen fassend, dann wieder sich selbst von diesen unangenehmen Gästen befreiend, soviel es möglich ist; und hat man mit großer Mühe die Hühnchen gerettet, dann heißt es, schnell die ganze Kleidung wechseln und dabei noch geduldig leiden, was einmal nicht zu vermeiden ist; denn das Zwicken mit den großen Zangen tut weh, und ohne dies lassen die Ameisen niemanden los.

Bei solchen Rettungsversuchen haben wir oft herzlich gelacht über unsere eigenen Gebärden, Mienen und Stoßseufzer. In dem ersten Jahr nach dem Bau unseres Steinklosters waren wir selbst nachts nicht einmal sicher, weil alles noch so feucht war; denn die Ameisen drangen durch den mit Backsteinen gepflasterten Fußboden und überfielen uns nachts in den Betten, so daß wir fliehen mußten. Und wie oft wurden unsere Kinder nachts in ihrer Palmwohnung überfallen. Ein unheimliches Geräusch in den Palmblättern, über welche die Ameisen zogen, kündete das Nahen der Gäste an, und flugs waren alle Kinder aus dem Bett und suchten in einem andern Hause Herberge. Manchmal aber bemerkten sie dieselben nicht früh genug, und dann wurden wir durch ein Mordgeschrei aus süßem Schlummer geweckt und hatten nichts Eiligeres zu tun, als den Kindern, besonders den Kleinen, die Ameisen absuchen zu helfen, die ihnen sogar bis ins Wollhaar und in die Ohren gekrochen waren. Eines Nachts wurde die Schwester, die neben den Kindern schlief, von einem Geräusch wach, und das brennende Palmöllämpchen neben ihrem Bett zeigte ihr, daß der ganze Vorhang des Bettes, der zum Schutz vor den Moskiten angebracht war,

schwarz war von Ameisen, doch im Bett selbst war noch nichts. Was tun? Schnell aus dem Bett springen, hätte wenig geholfen; denn sie hätte dann immer eine gute Portion derselben



Kloster der Missionsschwestern vom kostbaren Blut in Mariannhill, Natal.

mitbekommen; also wartete sie einstweilen ab, was geschah, und setzte sich ganz still mitten ins Bett mit dem Vorsatz, schleunige Flucht zu nehmen, sobald die ungeladenen Gäste es

wagen würden, bis zu ihr vorzudringen. Doch siehe, sie hatten endlich das Palmöllämpchen entdeckt, worauf es abgezielt war, und in einer halben Stunde war der Vorhang von seiner Last befreit, und das Glas dick behangen mit Ameisen, so daß natürlich das Licht erlosch.

Wie manchesmal kam unsere Schwester Köchin morgens in ihr Bereich mit den zur Hilfe gegebenen Mädchen, um den Kaffee zu kochen, und fand alles voller Ameisen, nicht nur den Fußboden, sondern auch Tisch und Schrank und alle Speisevorräte überfallen. Dann hatte man oft stundenlang seine liebe Not, um durch kochendes Wasser und durch Feuer die Anholde zu vertreiben. Interessant war es auch, zu beobachten, wie schnell bei einem Überfall in der Vorratskammer die andern kleinen Insekten, besonders eine Sorte ganz kleiner Ameisen, die sich gern dort aufhalten, die Flucht nahmen. In größter Eile kamen alle aus ihren Nestern und Verstecken hervor, um den Mördern nicht in die Hände zu fallen.

So hat jedes Tier seine Aufgabe im Reiche der Natur, und diese Wanderameise scheint zu ihrem Hauptzweck zu haben, Feld und Wald zu reinigen von den kleinen und großen tot umherliegenden Tieren, damit nicht durch dieselben die Luft verpestet und schädliche Krankheiten erzeugt würden.

Noch ein Erlebnis möchte ich beifügen, das uns auch nicht wenig erheiterte. In den ersten Jahren hatten wir Schwestern nur eine Kapelle aus Palmblättern erbaut. Eines Morgens gingen unsere Schwester Januararia und ich als die ersten hinein. Schwester Januararia schließt auf, sieht, daß das ewige Licht nicht brennt, eilt zur ewigen Lampe, um schnell das mit Palmöl gefüllte Glas herauszunehmen. Aber — o Schreck — Klumpen von Ameisen, die in der Nacht die Lampe überfallen hatten, sind in ihren Händen. Ich dagegen greife in den Weihwasserkessel, um mich zu segnen — und siehe — ich habe ebenso die Hand voller Ameisen; denn auch der Kessel war dick mit ihnen behangen. Eiligst und uns gegenseitig im Scherz Glück wünschend zu diesem ersten Morgenopfer, entfernten wir uns, um uns von den unliebsamen Tierchen wieder zu befreien.

Diese Wanderameisen sind nicht zu verwechseln mit einer andern Sorte etwas kleinerer Ameisen, welche allerlei wunderliche Bauten errichten. Der allweise Schöpfer scheint ihnen zum Zweck gegeben zu haben, zur Fruchtbarkeit des Erdbodens bei-

zutragen, indem sie die unfruchtbaren Teile der Erde zusammentragen und aufeinandertürmen und so den Boden reinigen. Auf diese Weise führen die kleinen fleißigen Tiere Hügel auf von allerlei Formen, manche haushoch. So haben wir eine kleine Courdesgrotte errichtet. Auf der neuangelegten Station Bokuma hat man in Ermangelung eines Backofens in einem Ameisenberg sich einen solchen errichtet, allerdings nicht ohne einige Mühe, denn diese aufeinandergetragene Lehmerde ist so hart wie Felsen.

Sehr schädlich ist die weiße Ameise, welche sich im Holz einnistet, z. B. in den Balken der Häuser, in den Türpfosten und -schwelen, ja in allen Hausgeräten, die von Holz sind. Sie kommen zu Tausenden aus dem Erdboden, machen lange Gänge durch das ganze Holzwerk und vollführen ihr Vernichtungswerk so vortrefflich, daß zuletzt nichts mehr übrig bleibt, als die dünne äußere Schicht, eigentlich nur die Farbe. Aber damit nicht zufrieden, verderben und zerstören sie auch Bücher, Bilder, Kleider usw., wenn man nicht bei der Hand ist und sie mit Petroleum für einige Zeit vertreibt.

Eine andere Art befindet sich vielfach auf den Orangenbäumen und wird von den Negern als Leckerbissen verspeist. Recht niedlich zu sehen ist es, wenn z. B. eine Negermutter ihr kleines Kind mit lebenden Ameisen füttert, die sie gerade gefangen hat. Das Kind macht wie ein Vögelchen sein Mündchen auf und bekommt jedesmal eine Portion hineingesteckt.

—////—

Kongonesisches Schulliedchen.

Fafa, emi nde yonoju,	Vater, ich bin noch ein kleines Kind,
Njeya nko i, a la e,	Ich kann nur i, a und e,
Ko mpoate wanya buke,	Ich habe noch nicht viel Verstand,
R, x, k, z — eumpe;	R, X, K, Z weiß ich noch nicht;
Lolo nga njokita mpaka,	Aber wenn ich älter werde,
Nsolo, njeya Abc.	In Wahrheit, dann kann ich das Abc.

—////—

Am Betragen erkennt man die Erziehung; am Sprechen die Geistesgegenwart; am Schreiben die Bildung; am Handeln die Geisteskraft; beim Spiel den Charakter.

—////—

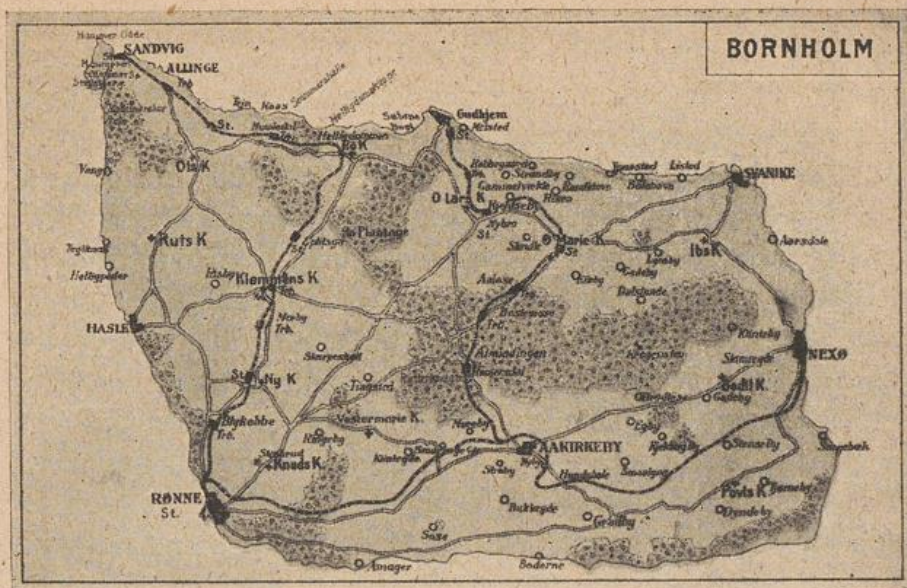
Wozu ein altes Fernrohr noch dienen kann.

Eines Tages gerieten zwei schwarze Nachbarsfrauen in heftigen Streit. In der Hitze des Gefechtes setzte es manche Wunde und blaue Beulen ab. So kamen sie zu mir, ich sollte entscheiden, wer von beiden recht habe. Die ganze tragische Geschichte wurde mir unter Tränenbächen vorgelegt. Es schien mir zwecklos, zu dem Wörterreichtum, den beide entwickelten, noch viel hinzuzufügen, und ich sann darüber nach, wie ich die Schreienden zum Schweigen bringe.

Mein Schutzengel gab mir einen glücklichen Einfall. Ein altes Fernrohr aus einer europäischen Wohltäterkiste lag vor mir. Ich nahm es zur Hand und sagte zu den beiden: „Laßt mich erst in dieses Guckglas schauen.“ Das wirkte wie ein Zauberwort. In größter Spannung standen die zwei Zankfüchtigen da und, diese günstige Pause benützend, sagte ich: „Nun hab' ich's.“ — Dann zeigte ich der Schuldigsten ihr Unrecht und ihre Unwahrheit und sie ging schweigend mit einem Armentsündergesicht von dannen. Die Zweite zog wie ein Marschall nach gewonnener Schlacht triumphierend ab. Diese pikante Lösung der Streitfrage verbreitete sich wie ein Lauffeuer und fand überall wohlthuenden Widerhall.

Seit dieser Stunde hat das alte Fernrohr eine wichtige Rolle zu spielen. Alle möglichen Titulaturen, wie: „allwissendes Guckglas“, „Pforte, durch die man in das tiefste Innere der Seele schauen kann“, bekommen, und die Heiden meinen, selbst alle Herrlichkeiten des Zauberreiches seien darin zu sehen. So hat das Fernrohr viel zu besorgen, und sein Geschäft blüht sondergleichen.

Wenn Kinder sich zanken, dann kommt gewöhnlich das Furchtsamste der Partei und bittet: „Schwester, schau erst mal in das Guckglas, du wirst sehen, daß ich unschuldig bin“. Und wenn ich dann nach dem Fernrohr greife, schaut der kleine Bittsteller mit dem wehmütigsten Blick von der Welt zum Himmel hinauf und sagt dem lieben Gott, daß er ja alles weiß, darum möge er die Wahrheit sehen lassen. Mit frohem Händeklatschen und tollen Sprüngen nimmt der unschuldige Teil das Resultat der günstigen Antwort hin, während der andere eine saure Miene zieht, doch keine Silbe der Widerrede wagt; mit klopfendem Herzen nimmt er an, was aus dem Fernrohr kommt.



Maria Theresia.

Seiß brannte die Sonne auf die lechzenden Fluren, denn wochenlang hatte es nicht mehr geregnet. Die stolzen Bananenstauden waren von der Tropensonne fast versengt und lechzten nach einem kühlen Naß. Ich befand mich auf dem Heimweg von einer weiten Katechetschule, und plötzlich fühlte ich den Drang, noch eine abseitsliegende Hütte zu besuchen. Oft schon hatte ich diesem Drängen widerstanden, nicht nur weil Müdigkeit und Hunger meine Kräfte lähmten, sondern auch, weil nachmittags auf der Mission andere Pflichten meiner warteten. Schließlich zog es mich so gewaltig nach der besagten Hütte, daß ich nicht länger zu zögern wagte.

Am Eingang stehend, rief ich den gewohnten Friedensgruß hinein. Ein ganz feines Stimmchen antwortete „Herein“. In der Hütte war es so dunkel, daß ich schnell ein Streichholz anzündete, um die Insassen sehen zu können. Links in der Ecke lag am Boden, auf einem Stückchen Ziegenfell, ein etwa siebenjähriges Negermädchen. Erschrocken fuhr das Kind zusammen, und ein heftiges Zittern fuhr durch die schwachen Glieder, als mich das Kind vor sich sah. Offenbar hatte es noch kein europäisches Gesicht gesehen. Seine ganze Kleidung bestand in wenigen verschlissenen Fäden um die Hüfte. Die Haut war

ganz eingeäschert, ich wußte nicht, ob sie schwarz oder braun sei. Das Gerippe war mit Unrat bedeckt. Dazu hatten der Hunger und die Verlassenheit das arme Geschöpf bemeistert. Das junge Leben war nahe am Erlöschen.

Nur wenige Augenblicke brauchte es, und die Kleine hatte alle Angst vor mir verloren. Zutraulich legte sie ihr mit Ungeziefer besätes Köpfschen in meinen Schoß. Sodann trug ich die Kleine in die frische Luft und ging Umschau halten, ob ich keine Angehörigen von ihr entdecken konnte. Da erfuhr ich daß der Vater im Grabe sei, und die Mutter, einem anderen Mann folgend, das Kind allein in der Hütte ließ. Mag es ein Raub der wilden Tiere werden, sie kann ihr Kind nicht mehr brauchen.

Ich nahm also meinen Findling auf meine Arme, und so setzte ich meinen Heimweg an. Bald war die schwache Kleine aber zu müde, sich an mir festzuhalten, und es blieb mir nichts übrig, als im ersten Bananenhain eine dürre Rinde abzulösen und damit die Kleine auf meine Schulter zu befestigen. Bei der Hitze und meiner übergroßen Müdigkeit, wurde mir die Last immer schwerer, und ich bat die vorbeigehenden Schwarzen, mir beizustehen. Doch keiner hielt es der Mühe wert, für solch ein schmutziges Ding, wie sie sich ausdrückten, auch nur einen Finger zu rühren. Ich ging unverdrossen vorwärts, wußte ich doch, daß der verkommene Körper, welchen ich mitschleppte, eine unsterbliche Seele beherbergt, für welche der liebe Heiland sein kostbares Blut vergossen hat. Endlich gegen 4 Uhr nachmittags kam ich nach Hause. Von allen wurde das arme Wesen herzlich bemitleidet. Rasch wurde warmes Wasser bereitet und die Kleine vorsichtig gebadet, sachte abgerieben und vom Ungeziefer und Unrat befreit, bis sie wieder einem Menschenkinde ähnlich sah. Für ihren Keuchhusten kochte ich lindernden Kräutertee. Aus dem verwüsteten Kinderantlitz strahlte es ganz holdselig. Und wie sie dann ein Kleidchen und Holztellerchen erhielt, leuchteten ihre großen Augen vor Herzensglück, und das Lächeln wich nicht von ihren Zügen. Unterdessen kam auch der besorgte Pater Missionar herbei und sagte: „Laßt uns das Mädchen eiligst taufen; durch die große Anstrengung der Reise könnte es etwa über Nacht sterben!“ „Das hat noch Zeit,“ entgegnete ich, „lassen Sie mich erst in die Kirche gehen und die Kleine dem heiligen Herzen Jesu vorstellen.“ Beim Eintreten in die Missionskirche folgte die Kleine genau jeder

meiner Bewegungen. Das heilige Kreuzzeichen, die Kniebeugung, alles suchte sie nachzumachen, mit einem Wort, ich glaube, ihr Schutzengel flüsterte ihr alles ein, während sie beständig wiederholte: „O wie schön, wie schön!“ Das war freilich was anderes, als der finstere Kraal, wohin kein Sonnenstrahl drang, denn die Hütten der Schwarzen haben kein Fenster, nur dicke Blätterdächer, durch die kein Lüftchen kommen kann. Nach kurzer Begrüßung des hochheiligsten Sakramentes setzte ich die Kleine auf das erste niedrige Bänkchen vor dem Herz-Jesu-Altar und ging meiner Arbeit in der Sakristei nach. Links und rechts standen die beiden schönen Statuen vom heiligen Schutzengel und der heiligen Philomena, von der verehrten St.-Peter-Claver-Sodalität gewidmet. Die Kleine konnte sich nicht satt sehen; immer hörte ich ein ganz intimes Plaudern und ich sah endlich zu meinem Erstaunen, wie das arme Geschöpfchen hochaufgerichtet, ganz drollig zu den Statuen hinauf rief und auf Antwort wartete. Immer wieder grüßte sie freundlicher, wichtiger und ernster. „Jambo sana, schöne Kinder, seid ihr gesund, schöne Kinder?“ Es war ein förmliches Schauspiel und man konnte sich des Lachens nicht enthalten. Ich ging auf die Kleine zu und flüsterte: „Hier darf man nicht sprechen!“ Doch sie ließ sich nicht irre machen und fuhr mit aller Anstrengung fort: „O ihr schönen Kinder, hört doch meinen Gruß!“ Und zitternd sagte sie wieder: „Jambo rafih! Seid gegrüßt, meine Freunde“. Und als sie wieder keine Antwort erhielt, standen ihr dicke Tränen im Auge, und kläglich wandte sie sich nun an mich: „O, diese Kinder hier sagen gar nichts, die lieben mich nicht so, wie du es tust.“ „Aber sei nur ruhig, in diesem Ort wohnt der liebe Gott, da muß man still sein,“ gebot ich ernst. „Was, der liebe Gott wohnt hier, wo?“ und ihr ganzes Gesichtchen hing an meinen Lippen. „Dort drinnen im Tabernakel, dort, wo das Schlüsselloch ist,“ flüsterte ich, auf den Altar zeigend. „O, der liebe Gott ist eingeschlossen,“ begann sie mit jammernder Stimme, „o, das ist aber nicht schön! Was hat er denn getan, weil er hinter dieser Kiste bleiben muß?“ Und noch eine Menge Fragen hatte sie. „O meine Mutter hat mich auch in die Hütte eingeschlossen und die Tür zugebunden; und wer gibt dem armen eingeschlossenen Gott etwas zu essen, tun das die schönen Kinder nebenan?“ fragte sie, und ihr verzerrtes Gesichtchen nahm einen ganz ängstlichen

Ausdruck an. Das kleine Seelchen gab nicht nach, bis ich sie ins Kinderheim zurückbrachte. In sorgsamer Pflege erholte sich die Kleine nach und nach. Fast jede Stunde bekam sie in ihre Holzschale etwas Milch, um so allmählich den kleinen Magen an Nahrung zu gewöhnen. Ganz glücklich schien sie, wenn sie mit ihrer Milch oder einem Mais-Süppchen in die Kirche humpelte, auf einen Stock gestützt. Diesen ließ sie dann vor der Türe stehen und, weil sie vor Schwäche noch etwas unsicher war, ging sie mit der einen Hand der Wand entlang; in der andern ihr Holztellerchen haltend, trippelte sie siegesbewußt vor, bis zu den Stufen des Altars. Da ließ sie sich nieder und wartete mit Sehnsucht auf den Moment, ob sie nicht mit dem lieben Gott, hinter dem Türchen mit dem Schlüsselloch, ihre mitgebrachte Mahlzeit teilen könne. In herzlicher Vertrautheit brachte sie immer wieder unzählige Grüße mit einer Geduld, welche den Schwarzen so eigen ist, den Freundinnen, welche in den Statuen vorgestellt waren; die Herz-Jesu-Statue nannte sie stets Baba. Als sie später das erstemal mit den Mitzöglingen zum Gottesdienst gehen durfte, und die Kleine das Harmonium hörte, wandte sie sich um, legte ihre Händchen auf den Rücken und lauschte voll Entzücken. In der Erholungszeit lachten die andern Mädchen über ihr auffallendes Benehmen in der Kirche, doch sie nahm alles ruhig dahin. Die beim Religionsunterricht erhaltenen Lehren brachten bald sichtbare Früchte für Herz und Geist des Kindes; besonders für die Gegenwart des lieben Heilandes im allerheiligsten Altarsakrament hatte sie ein eigenes Verständnis. Immer mehr erfüllte das Verlangen nach der heiligen Taufe die kleine Seele; sie mußte aber vorerst den Katechismus gut lernen. Endlich nach vier Jahren Vorbereitungszeit wurde ihr Verlangen gestillt; sie bekam den Namen Maria Theresia. Mittlerweile war sie auch in der Kirche nicht mehr so unbeholfen. Anstatt dem Erlöser ihre Mahlzeit anzubieten, pflückte sie in Garten, Feld und Wald Blumen und brachte sie mir in die Sakristei, um den Altar zu schmücken. Ihr gutes, gefälliges Benehmen bewies, daß sie Gott und die Schwestern erfreuen wollte. Einmal fand sie ein zerbrochenes Kruzifix. In ihrem herzlichen Mitleid mit dem Erlöser verband sie mit einem weißen Lappchen, das sie fand, die beschädigte Stelle am Arm des Kruzifixes, legte es zärtlich unter ihre Baumwolldecken und

sagte kläglich: „Der liebe Gott hat einen Riß am Arm, laßt mich ihn heilen.“ Alles was sie den Schwestern an den Augen absah, tat sie ungeheißt und machte sich nützlich durch kleine Hausarbeiten und Bewachung der Hühner.

Mit allem Eifer bereitete sie sich auf die erste heilige Beicht vor. Und wie ernst nahm sie es erst mit der Vorbereitung auf die heilige Kommunion! Manchmal schaute sie ganz sorgenvoll darein, und als ich sie deshalb befragte, erwiderte die Kleine: „Nun darf ich den großen Gott empfangen, das ist ein wichtiges Geschäft.“ Bei ihrer Liebe zum heiligen Altarsakrament hat Maria Theresia auch eine besondere Verehrung zum heiligen Schutzengel; ihm dankt sie immer für die Gnade des heiligen Glaubens.

Ist dieses Kind nicht eine kostbare Frucht des teuersten Blutes unseres Herrn?



Die Erzbruderschaft v. kostb. Blute.

(Fortsetzung.)

Viertes Geheimnis.

Jesus hat sein kostbares Blut vergossen bei der Dornenkrönung.

Fünf Vaterunser und ein Ehre sei usw.

Wir bitten dich also, komm usw.

Fünftes Geheimnis.

Jesus hat sein kostbares Blut vergossen bei der Kreuztragung.

Fünf Vaterunser und ein Ehre sei usw.

Wir bitten dich also, komm usw.

Sechstes Geheimnis.

Jesus hat sein kostbares Blut vergossen bei der Kreuzigung.

Fünf Vaterunser und ein Ehre sei usw.

Wir bitten dich also, komm usw.

Siebentes Geheimnis.

Jesus hat Blut und Wasser vergossen bei seiner Durchbohrung mit der Lanze.

Drei Vaterunser und ein Ehre sei usw.

Hierauf spricht man das folgende Gebet:

O kostbarstes Blut des ewigen Lebens, Kauf- und Lösepreis der ganzen Welt, Trank und Bad des Heiles für unsere Seelen,

welches du unaufhörlich die Sache der Menschen verteidigst vor dem Throne der Barmherzigkeit des Allerhöchsten! Ich bete dich an in tiefster Ehrfurcht und wünsche, so weit es mir möglich ist, für die Unbilden und Mißhandlungen dir Ersatz zu leisten, welche dir unablässig von den Menschen, deinen Geschöpfen, widerfahren, besonders von denjenigen, welche sich erkühnen, freventlich Fluchworte gegen dich auszustoßen. O, wer sollte dieses Blut von unendlichem Werte nicht preisen? Wer sollte nicht von Liebe zu Jesus, der es vergoß, entflammt werden? Was wäre aus mir geworden, wenn mich dieses göttliche Blut nicht losgekauft hätte? Und wer hat es aus den Adern deines Herzens bis zum letzten Tropfen ausgepreßt? Ach, dies war gewiß nichts anderes als die Liebe. O unermessliche Liebe, die uns diesen Balsam des Heiles gegeben hat! O unschätzbare Balsam, der du aus dem Quell einer unermesslichen Liebe geflossen bist, ach, mache doch, daß alle Herzen und alle Zungen dich loben, dich verherrlichen und dir danken mögen, jetzt und immer bis zum Ende der Zeiten. Amen.

V. Du hast uns erlöst, o Herr, in deinem Blute.

R. Und uns zu einem Reiche unseres Gottes gemacht.

Lasset uns beten. Allmächtiger, ewiger Gott, der du deinen eingebornen Sohn zum Erlöser der Welt gegeben hast und durch sein Blut versöhnt werden wolltest, verleihe uns, wir bitten dich, die Gnade, den Lösepreis unseres Heiles so zu verehren und durch seine Kraft so gegen alle Übel des gegenwärtigen Lebens hienieden beschützt zu werden, daß wir uns der Frucht desselben auf ewig erfreuen mögen im Himmel, der mit dir lebt und regiert in Einigkeit des Heiligen Geistes, Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

1. Ablass von 7 Jahren und 7 Quadragenen einmal im Tage, wenn man reumütig und andächtig diese Korone betet. 2. Vollkommener Ablass einmal im Monat an einem beliebigen Tage für jene, welche dieselbe einen Monat lang täglich gebetet haben. Bedingungen: Beichte, Kommunion, Gebet für die heilige Kirche usw. Beim Beten der 33 Vaterunser soll man über die 7 obigen Geheimnisse betrachtend nachdenken. Diejenigen, welche jedoch nicht imstande sind, solche Betrachtungen zu machen, können doch die obigen Ablässe gewinnen, wenn sie nur die 33 Vaterunser beten. (Fortsetzung folgt.)

